

Georg Sonnenburg:

Weitere Geschichten aus dem Kreis Bütow*Abgedruckt in der „Pommerschen Zeitung“ 1986-1996*

Sehr geehrter Herr Kreplin,

hiermit sende ich neue Geschichten aus unserer Heimat. Gar nicht selten muß ich auch jetzt noch darüber schmunzeln, was sich vor mehr als einem halben Jahrhundert dort so ereignet hat. Natürlich räume ich ein, daß ich manches ein wenig ausgeschmückt habe, aber zugetragen haben sich diese Begebenheiten dort tatsächlich.

Mit freundlichen Grüßen

Sonnenburg

Inhalt:

Im Adamskostüm.....	1
Die falsche Tür und ihre Folgen	3
Der Gerichtstag in Bütow	4
Ein frommer Schläfer	6
Der große Zecher in „Borks Krug“	7
Der Bienenvater	8
Eisfischen	10
Das Mondscheintreiben	12
Jahrmarkt in Bütow	13
Unrecht Gut gedeihet nicht.....	14
Zwei reuige Sünder	16
Weihnachten im Luisenhof.....	17
Das Fußballspiel	20
Die Prachersteine im Lupower Wald	23
Einquartierung in Bütow	23
Karo und der Herr mit den Flöhen	25

Im Adamskostüm*Abgedruckt in der Pommerschen Zeitung vom 18.6.1994*

Der Tag war noch jung, als Wolskes Erwin, von Groß Pomeiske kommend, die Chaussee in Richtung Neukrug entlang ging und sich an dem vielstimmigen Vogelgesang erfreute, der überall aus Büschen und Bäumen an sein Ohr drang. Zugleich erbaute sich sein Auge an der bunten Wiesenlandschaft zu seiner Rechten, wo sich die Pomeisker Mühle in eine langgestreckte Bachlandschaft schmiegte, hinter der sich wellige Felder mit Kartoffeln, Roggen und Hafer, unterbrochen von einzelnen Kiefernwäldern, bis an die polnische Grenze erstreckten.

Erwin, seines Zeichens Schweizer auf dem Rittergut des Grafen v. Dürkheim in Jassen, hatte schon in der Herrgottsfrühe seinem Kollegen auf dem Gut Herrn v. Schwerdtners einen Besuch abgestattet und mit diesem lange darüber gesprochen, wie er am besten gegen jenes „Rotnässen“ seiner Kühe vorgehen solle, das sich einige Tiere beim Weiden im Wald zugezogen hatten. Bei einer halben Flasche Korn hatte ihm Patzlaff sein Geheimrezept verraten, so daß Wolske mit großer Zuversicht den Heimweg angetreten hatte.

Als Erwin am Krug vorbei kam, der in Neukrug direkt an der Chaussee lag, war er nahe daran einzukehren, doch dann fiel ihm Rittmüllers Marie ein, die er beim letzten Tanz kennengelernt hatte, die beim Bauern Lehmann in Lupowske diente und der er einen heimlichen Besuch abstatten wollte, deshalb entschloß er sich, keinen Frühschoppen zu nehmen, zumal ihm der genossene Schnaps noch ganz schön zusetzte.

Von Neukrug folgte Erwin der Bahnlinie in Richtung Station Jassener See, die mitten im Wald lag und vor der ein schmaler Weg zum Lehmannschen Hof am Jassener See abzweigte, den er zu nehmen gedachte. Unvermittelt tauchte aus dem Kieferngehölz vor ihm der kristallklare Mutschidor auf, der bis an die Bahn heranreichte und dessen türkisfarbenes Wasser ihn bei dem herrlichen Sonnenschein zu einem Bad einlud. Was tat es, daß er keine Badehose dabei hatte - an diesem abgeschiedenen Ort stand nicht zu befürchten, daß ihn jemand beobachtete oder gar an seinem Verhalten Anstoß nahm. Erwin stieg also vom Bahndamm hinunter, zog hinter einem Kaddickstrauch seine zertretenen Schuhe aus, legte Hemd und Hose sorgfältig daneben und glitt gleich darauf ins erfrischende Naß, dessen Kühle ihn wie ein Walroß aufschnaufen ließ.

Da Wolske recht gut schwimmen konnte, kralte er ans gegenüberliegende Ufer und legte sich dort ins Heidekraut, dem Gesang der Heidelerchen lauschend, die über ihm am Blauhimmel hingen. Ganz unmerklich fielen ihm die Augen zu, und als

er wieder wach wurde, stellte er überrascht fest, daß die Sonne dem Zenit nicht mehr fern am Himmel stand.

„Dunner Düwel ober uck!“ fluchte Erwin und machte schleunigst, daß er wieder in den See kam. Er kralte abermals tüchtig, und schon wenig später stieg er tiefend bei dem Kaddickbusch aus dem feuchten Element. Dann blieb er aber wie vom Donner gerührt stehen, denn außer seinen uralten Tretern war von seiner Kleidung nichts mehr zu sehen. Zuerst glaubte er an einen Scherz und rief laut nach dem vermeintlichen Unnosel, er solle ihm seine „Klamotten“ zurückbringen, „ober bitzke dalli“, doch im weiten Kiefernwald meldete sich außer dem Raunen der Bäume nichts. Erst jetzt fiel Erwin jene Zigeunersippe ein, die seit Wochen die Gegend unsicher machte, und er ahnte böse Zusammenhänge.

„Wat nu ober...?“ Er stand mit hängender Nase da und überlegte angestrengt, wie er nach Jassen kommen könne, ohne im Adamskostüm anzuecken. Eine befriedigende Lösung fiel ihm aber nicht ein.

So machte er sich endlich mit den alten Schuhen als einzigen Kleidungsstücken auf den Heimweg, peinlich darauf bedacht, keiner Pilze- oder Beerensammlerin zu begegnen, von denen immer irgendeine im Wald herumbiesterte. Das war besonders sonntags der Fall, also wie heute.

Der Bahnlinie folgte er auch weiter, wenn auch nicht mehr auf dem Damm selbst, sondern nebenher im Wald auf dem Brandweg. Zu allem Überfluß lockte seine Blöße ungezählte große und kleine Bremsen an, die ihn ständig umsurrtten und gegen die ausgeteilte Schläge wenig ausrichteten, denn er wurde an Brust und Rücken übel zerstoßen, so daß er bald wie ein leibhaftiges Warzenschwein aussah.

Und dann sah er sich jäh dem Revierförster Borraß gegenüber, der das Gestell vom Schebschen Berg herunter kam und der ungläubig die Augen aufriß, als er den Nackedei auf zwanzig Schritte vor sich aus dem Wald kommen sah. Ehe der kurzsichtige Grünrock sich von der ersten Überraschung erholt und den Feldstecher hochgerissen hatte, war Erwin längst im Kusselgewirr verschwunden und hetzte wie ein flüchtiger Hirsch durchs Gestrüpp, der trockenen Zweige nicht achtend, die seinen nackten Körper gründlich zerschrammten. Ein Glück nur, daß er die Schuhe behalten hatte, sonst hätten ihn die vielen am Boden liegenden sperrigen Schuschken zur Verzweiflung gebracht, die bei jedem Schritt krachten und splitterten. Borraß hinter ihm schritt an der Bahn entlang Richtung Heimstatt, grunzende Selbstgespräche führend, die die Schlechtigkeit der heutigen Welt zum Inhalt hatten.

Kurz vor der Feldkante bei Lupowske ließ ein spitzer Schrei in unmittelbarer Nähe Erwin das Blut in den Adern gefrieren. Undeutlich sah er einen Weiberrock hinter einem riesigen Kaddick verschwinden, danach verriet nur noch brechendes Zweigwerk den Fluchtweg der entsetzten Pilzesammlerin.

Das hatte noch gefehlt! Bestimmt rannte die Frau jetzt nach Hause und alarmierte das ganze Dorf. Erwin sah sich schon mit puterrotem Kopf vor dem Gendarmen stehen, der ihn nicht nur restlos „zur Sau“ machen, sondern auch noch wegen „Erregung öffentlichen Ärgernisses“ anzeigen würde. Unausdenklich diese Schande, wenn der Herr Graf davon erfuhr...

In wirren Gedanken überquerte er den Verbindungsweg von Lupowske nach Neukrug und wurde erst stutzig, als um ihn herum überall Grabkreuze und Denkmäler aufragten. Er befand sich mitten auf dem Lupowsker Kirchhof, der hier still und einsam im Wald lag. In seinen Schnellstart hinein, den der erschrockene Erwin über die Grabhügel hinweg einlegte, gellten gleich mehrstimmige Entsetzensschreie, die allerdings mehr an das Geplärre von Nebelkrähen erinnerten als an menschliche Lautäußerungen.

Wolske hatte mit seinem Erscheinen die olle Stoysche erschreckt, die mit ihrer Nachbarin, der ollen Koschnickschen, die Gräber ihrer verblichenen Ehemänner begossen hatte. Daß die Dorfseele in allernächster Zeit buchstäblich kochen würde, das stand jetzt fest, deshalb rannte Erwin noch schneller den Hang zum Jassener See hinunter, wo er an einem einsamen Angler vorbei, der seinen Augen nicht traute, kopfüber ins Wasser hechtete. Er schwamm ein beträchtliches Stück unter Wasser hinaus und tauchte erst auf, als die Doppelinsel nicht mehr fern war. Im ersten Impuls schwamm er auf die Insel zu, besann sich dann aber, daß der Graf nicht gerade selten mit seinen Gästen ausgerechnet auf der Doppelinsel ein Sommerfest feierte.

„Bloß weg von hier!“ keuchte Erwin und malte sich unwillkürlich aus, was geschähe, wenn er im Adamskostüm mitten in die gräfliche Gesellschaft hineinplatzte. Ihn peinigten schlimme Befürchtungen...

Er schwamm deshalb in großem Bogen an der Jugendherberge vorbei, wo auch an diesem herrlichen Sommertag wieder eine ansehnliche Zahl junger Leute von nah und fern dem Badesport nachging und von denen ihm einige ein paar harmlose Scherzworte zuriefen, nach denen ihm ganz und gar nicht zumute war. Weg, bloß weit weg...

Er umschwamm auch die große Badebucht bei Lupowske, in der nur ein paar harmlose Kinder herumplanschten, und wurde das ungute Gefühl nicht los, daß Bauer Herr-Pollack, der auf seinem Bootssteg stand und ihm nachspähte, irgend etwas von seiner Pein mitgekriegt hatte. Trau, schau, wem...

Endlich hatte er den Ort hinter sich gelassen und atmete schon heimlich auf, als er auf nächste Distanz „seine Marie“ gewahr wurde, die mit ihrer Freundin Meta sonnenbadend unter Erlen am Seeufer lag und genau so nackt war, wie Gott sie geschaffen hatte. Gleich gesellt sich ja gern zu gleich, aber nicht in diesem Fall,

denn Erwin machte, daß er schleunigst weiter kam. Zum Glück wurden die laut kreischenden Mädchen ihn erst gewahrt, als sie ihn nicht mehr erkennen konnten.

„Son ull Schwin!“ hörte er sie schimpfen. „Nee, wat et hüttodog doch för Schubiaks gewe deit...“ Das Weitere hörte Erwin nicht mehr, weil er abermals untergetaucht war.

Ein Stück vor Lehmanns Abbau schwamm er wieder auf das Ufer zu, das an dieser Stelle menschenleer war, so daß Erwin sich mit letzter Kraft unter die Erlen schleppen konnte. Von dort aus argwöhnte er eine ganze Weile umher und pirschte sich endlich an eine Wildscheuche heran, die unweit in einem Katoffelfeld stand. Ohne Zaudern“ entkleidete“ er die Scheuche und streifte die zerschlissenen Sachen an, froh darüber, daß auf dem Holzkreuz auch noch ein alter Hut thronte.

Niemand beschreibt seine Erleichterung, als seine Blöße endlich wieder bedeckt war. Jetzt erst fühlte er sich wieder als Mensch und durfte es auch sein. Es störte ihn auch nicht besonders, als ihm auf der Jassener Brücke das Lehrerehepaar begegnete, das ihm absonderliche Blicke zuwarf und das seinen höflichen Gruß nur knapp erwiderte. Mochten sie von ihm denken, was sie wollten - immerhin sind abgerissene Kleider besser als gar keine.

Erwin gelangte auf Umwegen in seine Wohnung, wo er seine besten Sonntagskleider anzog und die Scheuchenkleider im Ofen verbrannte. In den nächsten Tagen verfolgte er mit un guten Gefühlen die große Aufregung, die seit Sonntag in Lupowske herrschte, weil dort „irgend so ´n Rübenschwein splitternackicht im Busch“ die Frauen erschreckt hatte. Bei solchen Reden schwor Erwin sich, nie wieder ohne Badehose zu baden, mochte der See auch noch so abgelegen sein.

Die falsche Tür und ihre Folgen

Abgedruckt in der Pommerschen Zeitung vom 4.7.1992

Ungefähr auf halbem Weg zwischen den Chausseebrücken von Gustkow und Neukrug lag im idyllischen Tal der Stolpe die Glashütte Slupp, was im wendischen soviel wie Pfahl bedeutet. Auf dem gegenüberliegenden Flußufer befand sich die „Kolonie Slupp“, in der die Arbeiter der Glashütte wohnten, und als diese um die Jahrhundertwende geschlossen werden mußte, weil sie gegen das allmächtige Industrieglas nicht ankannte, wurde daraus bis zu Flucht und Vertreibung eine Waldarbeitersiedlung.

Fritz Willusch, oder wie die Leute sagten, Willuschs Fritz, gehörte in der Glashütte zu dem herausgehobenen Berufsstand der Glasbläser, was insbesondere die noch unbeannte Damenwelt in der Umgebung recht reputierlich fand und ihn entsprechend hoffierte, denn Fritz war noch los und ledig. Daß ihn die jungen Damen aber umschwärm-

ten, wie die Motten das Licht, lag wohl auch daran, daß er schon damals um den Wert des Eau de Cologne, also des Kölnisch Wassers wußte, mit dem er sich vor jedem Tanzvergnügen reichlich besprühte. Das behauptete jedenfalls Wietzkes Leopold, sein schärfster Konkurrent und gleichfalls noch auf Freiers Füßen, der aber zu knickrig war, sich das teure Wasser aus Köln zu leisten und der deshalb statt Eau de Cologne heftig nach Arbeitsschweiß roch, was die Damen nicht so schön fanden.

Als Glasbläser verdiente Willusch nicht schlecht, war insoweit Wietzke gleichfalls voraus, der zwar Schwerstarbeit als Heizer in der Hütte leistete, doch weit weniger verdiente, was ihn zusätzlich verdrießlich stimmte. Ganz besonders neidete Leopold Fritz aber das Fahrrad, das jener als einziger aus der ganzen Hüttenmannschaft besaß und das ihn in die Lage versetzte, immer dann ins reizvolle Bütow zu strampeln, wenn die karge Freizeit das zuließ. Weil die Mädchen in der Kreisstadt angeblich hübscher wären als in den Dörfern, erregte dies ebenfalls Leopolds Mißfallen, und es wurmte ihn noch mehr, wenn Fritz vor andächtigen Lauschern in Arbeitspausen von den Wochenmärkten berichtete und von dem, was er dort so alles erlebt hätte. Dazu das Weibsvolk... Leo mutmaßte zwar schon lange, daß Fritz mächtig aufschneit, aber den Beweis dafür konnte er nicht erbringen, weil er mangels eines Rades nicht oft nach Bütow kam.

Reden machte Fritz auch mit seinen Floßfahrten auf der Stolpe von sich, bei denen es „hoch hergehen“ sollte, besonders was die Schönen anging. So machte er allen Mädchen in Groß und Klein Pomeiske, in Gustkow und Dampen die Herzen heiß, bis es ihm die Witwe Mathilde-Luise angetan hatte, die einsam auf einem Abbau zwischen den Ortschaften lebte und einen ansehnlichen Bauernhof ihr eigen nannte. Da sie nicht arm war, übersah Fritz es, daß sie nicht gerade hübsch zu nennen war. Immerhin hatte sie ihre besten Jahre schon hinter sich. „Die paar Jährchen, die sie ihm voraus war“, wie Fritz es nannte, gönnte er ihr (es waren, bei Licht betrachtet, immerhin elf), denn es war schon immer sein Wunsch gewesen, Herr auf eigener Scholle zu sein.

So lenkte er seinen Drahtesel immer häufiger nach besagtem Abbau, kreuzte dort aber niemals auf, ohne „seiner Tilde“ etwas mitzubringen. Meist handelte es sich zwar nur um einen hastig am Weg gerupften Blumenstrauß, doch auch darüber freute sich die alternde Witwe, die zuletzt zur eigenen Hochzeit Blumen bekommen hatte, und das war schon beinahe ein Vierteljahrhundert her. Ganz hatte Fritz ihr Herz gewonnen, als er mit seinem neuen Filzhut bajuwarischer Art bei ihr erschien, den ein ungewöhnlich großer Gamsbart zierte. Zwar hieß Fritz bei seinen Arbeitskollegen fortan nur noch „Seppel“, aber bei Tilde hatte er gewonnen, denn über Geschmack läßt sich bekanntlich nicht streiten. Den hat man oder nicht - und Tilde hatte ihn.

Etwas gab es trotzdem, was Tilde an Fritz störte, und das war sein gewaltiger Alkoholkonsum, der sich bei seinen Besuchen durch starken Munddunst unangenehm bemerkbar machte. Immerhin brachte es Fritz auf bis zu zwei Flaschen Korn pro Tag, von den vielen Flaschen Bier ganz zu schweigen, die er „wegen der Hitze“ in der Hütte konsumierte. Aber Tilde war fest entschlossen, ihrem Fritz „dat Saufen“ abzugewöhnen, wenn sie ihn erst mal unter der Fuchtel hatte. Hatte sie doch bei ihrem Verblichenen ähnliches hinter sich, und das mit Erfolg.

Und wirklich schränkte Fritz das Trinken spürbar ein, nachdem ihm Tildes Widerwillen daran auf gefallen war. Er wollte um keinen Preis den schönen Hof aufs Spiel setzen - später würde das anders werden, so dachte der Luntrus bei sich. Dann nahte wieder mal der Jahrmarkt in Bütow, zu dem Fritz wohlweislich allein gefahren war, weil er sich Tilde noch nicht ganz verpflichtet fühlte. Dort machte er sich, wie gewohnt, einen schönen Tag. Aß, trank, scharwenzelte mit den Mädchen und fand sogar ein Lokal, wo getanzt wurde. Allmählich hatte er aber so einen zu sitzen, daß seine Partnerin es ablehnte, mit ihm auf die Dielen zu gehen, weil er ihr „dauernd auf die Füß' jepedd't“ hätte. Als es Abend geworden war, machte er sich auf den Rückweg, an den er sich später nicht mehr erinnern konnte.

Es war die pralle Blase, die ihn mitten in der Nacht weckte und er feststellte, daß er an Tildes Seite im Bett lag, die neben ihm friedlich schlummerte. Er nahm das als sicheres Zeichen, daß sie seine Rückkehr gar nicht bemerkt hatte und atmete auf. Ein Streit am Morgen war kaum zu befürchten. So ein Glück aber auch... Fritz erhob sich so leise wie möglich und wankte in Richtung Küche, von der eine Tür direkt in den Hof führte. Tückischerweise stand direkt daneben der alte riesige Schrank mit allen Vorräten. In seinem Dschumm machte Fritz diese Tür auf und verschaffte sich Erleichterung, in der sicheren Annahme, auf der Schwelle des Hauses zu stehen. Eigentlich hätten ihn die vollkommene Finsternis und das laute Plätschern mißtrauisch machen müssen, , aber, wie gesagt, er war noch lange nicht nüchtern. So kehrte er ins Bett zurück, wo ihn Tilde gähnend nach dem Wetter fragte.

„t 'is duster un beschwulken, un de chance Wilt stinkt no Hering“, brummte Fritz und schlief sofort wieder ein. Tilde dachte sich bei dieser Mitteilung nichts Böses und drehte sich auch auf die Seite.

Die „Bescherung“ wurde sie erst gewahr, als sie ihren Kindern zum Mittag eingelegten Hering zu den Puhlkes auftischen wollte. „Nanu...?“ murmelte sie und betrachtete mißtrauisch die im alten Steintopf schwappende Essigtunke, „soveel hebb ich doch gor nich...“ Jetzt fiel der Groschen bei ihr und sie setzte wütend hinzu: „Diss ull Rübenschwien! Teif ma, dat meckst du mit mi nich noch eis!“ Schade um den schönen Hering, den sie an die Schweine verfüttern mußte. Fritz aber war für sie von Stund an gestorben.

Was hätte sie von einem sonst ansehnlichen Kerl gehabt, in dessen Gemeinschaft sie immer erst hätte den „Wasserstand“ im Heringstopf prüfen müssen, ehe sie ihn auf den Tisch brachte? Solchen Unnosel als Mann - dann lieber mit ihren Kindern allein bleiben.

Ob Fritz noch mal solch ein „Unfall“ passierte, ist nicht bekannt geworden.

Der Gerichtstag in Bütow

Abgedruckt in der Pommerschen Zeitung vom 5.2.1994

Der Einschlag einer Granate vor der Haustür hätte keine schlimmere Wirkung haben können als der Brief, den Pauls Mutter ihm nach der Arbeit übergab und auf dem der schreckliche Absender stand: Amtsgericht Bütow i. P. , bei dessen Anblick allein ihm die Knie weich wurden und er sich wie ein Todkranker auf einen Stuhl am Küchentisch fallen ließ.

Wie vom Donner gerührt saß er da, das Kuvert unschlüssig in der Hand, und beachtete weder die dampfende Klimpernsuppe noch die verlockenden Bratkartoffeln auf der Tischplatte, sein Leibgericht, das er seit Jahr und Tag mit Behagen zum Abend verspeiste und nach dem ihm schon bei der Arbeit im Wald richtig jibberte. Nach einer Weile ließ Paul seine ratlose alte Mutter nebst Klimpernsuppe und Bratkartoffeln stehen und stürzte in den nahen Wald, wohin es vom „Ehmkschloß“, einem am Rand von Grünenwalde gelegenen Einzelgehöft, zum Glück nicht weit war.

Gab ihm der Wald sonst das Gefühl unbedingter Geborgenheit, so heute nicht, denn Paul hastete unter den Kiefern unruhig hin und her, bisweilen unverständliche Worte brabbelnd, so durcheinander war er. Vom „Ehmkschloß“, in dem Paul und Mutter zur Miete bei der ollen Wahrsagerin Mielke wohnten, die zwei Töchter im „spätheiratsfähigen“ Alter besaß und ebenso geduldig wie erfolglos darauf wartete, daß er irgendwann doch noch „anbiß“, war es bis zur Bahnstrecke nach Neukrug nicht weit, und doch benötigte Paul ganze zwei Stunden, ehe er dort anlangte. Es wird immer sein Geheimnis bleiben, wo er sich so lange herumgetrieben hatte.

Da es schon zu dunkeln anfang, duldete das verhängnisvolle Kuvert keinen Aufschub mehr, und so lehnte sich Paul, zu allem entschlossen, an einen Stamm und riß mit einem Ruck den Umschlag auf. Mit den Lippen jedes Wort einzeln buchstabierend, las er mühselig, daß er sich am nächsten Mittwoch, Schlag zehn Uhr, im Amtsgericht als Zeuge einzufinden habe, um in der Verhandlung gegen den Wilddieb Felix Glodowske auszusagen. Es beruhigte Paul gar nicht, daß er nur als

Zeuge zu erscheinen hatte, denn welcher „anständige Mensch“ hatte schon mit dem Gericht zu tun...

Er verwahrte das entsetzliche Stück Papier wieder im Umschlag und schotste mit hängender Nase nach Hause, wobei er sich in der Richtung irrte und Ganz erschrocken feststellen mußte, daß er beim Jissebunksee kurz vor der Försterei Libiens (später Zie-thensee) herauskam, wo weiland Amanda ihrem Willem ihre zweite „gute Hoffnung“ gebeichtet hatte. So war es schon spät und seine alte Mutter vor Sorge ganz außer sich, als Paul endlich im „Ehmkenschoß“ anlangte, wo Suppe und Bratkartoffeln noch immer auf ihn warteten, mittlerweile aber „alt und kalt“ waren.

Weil er sowieso keinen Appetit hatte, setzte sich Paul auf die Ofenbank, die er besonders an eisigen Winterabenden liebte, wenn dicke Kloben im Feuerloch bullerten und angenehme Wärme zu Wachträumen einlud. Heute war ihm aber nach keinen Wachträumen zumute, in denen sonst Bujacks Ella aus Neuendorf eine Hauptrolle spielte, denn der verdammte Brief ließ keinen anderen Gedanken aufkommen.

Besonders setzte Paul zu, daß er an seinem Unglück selbst schuld war. Warum auch hatte ihn der liebe Gott beim Pilzesammeln ausgerechnet an jenen Kaddickbusch geführt, hinter dem der berüchtigte Wildfrevler Glodowske gerade ahnungslos einen Rehbock ausweidete? Paul hatte geistesgegenwärtig nach der abgestellten Flinte gegriffen und den gar nicht mehr glückhaften Felix festgenommen. Förster Kießner hatte nicht wenig gestaunt, als Paul ihm den Frevler nebst dessen Flinte übergab. Dem damaligen Triumph war jetzt ein regelrechter Katzenjammer gefolgt, und Paul bedauerte es tief, den Wilderer damals nicht laufen gelassen zu haben. Für solche Reue war es jetzt aber zu spät. Zum Gericht mußte er, da half alles nichts.

Es wurde eine lange Nacht, in der sich Paul ruhelos auf dem Strohsack hin und her wälzte und sich ausmalte, was ihm vor Gericht alles so passieren könne. Man hatte da schon die schlimmsten Sachen vernommen. Und die Zeit bis zum kommenden Mittwoch wollte und wollte nicht verstreichen. Endlich war es dann aber doch so weit, und er bestieg auf dem Bahnhof Jassener See um 8. 26 den Zug in die Kreisstadt, voll der bösesten Erwartungen. Hätte ihn nicht die Furcht vor einer zwangsweisen Vorführung getrieben, er hätte noch in letzter Sekunde gekniffen. Am schlimmsten war der Schlips, den er sich zum guten Anzug umgebunden hatte und der ihn zu ersticken drohte und an dem er deshalb dauernd herumfummelte.

So starrte er mißgestimmt in die am Fenster vorbeihuschende Landschaft mit ihren endlosen Kiefernwäldern und eingesprenkelten Wiesen, Feldern und Seen. Er kam sich erst recht wie auf dem Weg zum Schafott vor, als er in Bütow vom Bahnhof zur Ordensburg ging, in deren Schatten der rote Ziegelbau des Amtsgerichts stand. Wenig tröstlich war für ihn auch der Empfang, den ihm die anderen Zeugen, ausnahmslos Grünröcke, auf dem Flur vor dem Gerichtssaal bereiteten, die ihm noch mal zu seiner grandiosen Tat gratulierten, allen voran Borraß und Utech, von Kießner ganz zu schwei-

gen, „dessen Mann“ Paul ja war. Ihm kam die noch verschlossene Tür zum Saal wie das Tor zur Hölle vor, und so fühlte er sich auch, als er aufgerufen wurde und sie durchschritt.

Beim Anblick der zahlreichen „Schwarzkitel“ hinter dem Tresen rutschte Paul vollends das Herz in die Hosentasche, während ihm ein plötzlicher Druck im Unterleib tückisch zusetzte. Von Felix Glodowske, der wie ein Häufchen Elend auf der Anklagebank hockte, nahm Paul gar nicht erst Notiz.

„Sie heißen Paul Golk und sind Waldarbeiter“, hörte Paul den Vorsitzenden sagen, „sind sechsunddreißig Jahre alt, ledig...“ Und dann durchzuckte ihn ein Schreck, wie ein elektrischer Schlag, als der Richter hinzusetzte „Sind also beim Fiskus beschäftigt.“

„Nein!“ stieß Paul bleich hervor, und es klang wie der Schrei eines Ertrinkenden.

Sämtliche „Schwarzkitel“ machten betroffene Gesichter. Es war der Staatsanwalt, ein griesgrämiger Mensch, der mit gerunzelter Stirn streng fragte:

„Sie sind nicht beim Fiskus tätig, Zeuge?“ Und weil Paul angstvoll nickte, dem Weinen näher als dem Lachen, fügte er kopfschüttelnd hinzu: „Das steht hier aber doch schwarz auf weiß.“ Er sah erwartungsvoll zum Ermittlungsbeamten hinüber. Darauf versicherte Kriminalkommissar Teschner: „Jawohl, beim Fiskus, wie ich es vermerkt habe, Herr Staatsanwalt.“

„Nein, das stimmt nicht!“ brach es abermals aus Paul heraus, der nur noch mit Mühe seinen rebellierenden Unterleib bezwingen konnte und in höchsten Nöten von einem Fuß auf den anderen trat.

„Aber das ist doch...“ Der Vorsitzende machte ein strenges Gesicht. Ehe er weiterreden konnte, rief Paul ganz verzweifelt:

„Wenn ich´s doch sag´, hohes Gericht, ich bin nicht beim Fiskus!“ Das abweisende Gesicht des Vorsitzenden ließ ihn heiser hinzufügen: „So wahr ich hier vor Ihnen stehe, ich hab´ den Menschen noch nie gesehen!“

Da beugte sich Gerichtsschreiber Westphal tiefer über seinen Block, der gestrenge Staatsanwalt biß auf seiner Unterlippe herum und einer von den Beisitzern konnte nur mühsam einen Hustenanfall unterdrücken. Nur dem Vorsitzenden gelang mit einiger Mühe, ernst zu bleiben und die Verhandlung fortzusetzen, ohne allerdings noch einmal auf den „Arbeitgeber Fiskus“ einzugehen.

Paul wurde sichtlich wohler, als er feststellte, daß das Gericht von ihm nur erfahren wollte, was sich damals im Wald abgespielt hatte. Und die Wahrheit, das hatte ihm seine Mutter schon früh eingebleut, kann man jedem getrost ins Gesicht sagen; wenn ein pommersches Sprichwort auch behauptete: „Wer die Wahrheit sagt, muß die Tür auf dem Buckel haben.“

Er verließ den Sitzungssaal dann trotzdem mit Riesenschritten und atmete abermals auf, als ihm einer von den Grünröcken die Bedeutung der zwei Nullen an einer Tür erklärt hatte. Es klappte nämlich mit der Erleichterung buchstäblich in allerletzter Sekunde – sonst wäre es im wahrsten Sinne des Wortes in die Hose gegangen.

Weil der Sachverhalt klar war und der Angeklagte nach anfänglichem Leugnen geständig – Felix hatte nämlich zuerst kühn behauptet, den „ullen Rehbock jefunden“ zu haben, wogegen die von Paul aufgenommene Flinte sprach -, erging die Urteilsfindung schnell, und Felix wanderte für zwei Jahre hinter schwedische Gardinen. Die Untersuchungshaft wurde allerdings nicht angerechnet. Diese empfindliche Strafe genügte, um dem Unnosel das Wildern für alle Zeit zu verleiden.

Wenn Paul später von der Gerichtsverhandlung erzählte, dann tat er jedesmal so, als hätte er höchstpersönlich „diesen Schubiak von einem Glodowske“ verdonnert. Er unterließ es bei seinem Schwadronieren jedoch peinlichst, über einen gewissen Herrn Fiskus zu reden, wie er auch taktvoll verschwieg, daß die „ganze Geschichte“ um ein Haar sogar noch „in die Hose gegangen“ wäre.

Ein frommer Schläfer

Abgedruckt in der Pommerschen Zeitung vom 9. Mai 1992

Niemals wird bekannt werden, woher er kam, und keiner wird sagen können, wohin er ging. Ungefähr zwei Jahre brachte er in Lupowske, dem nachmaligen Grünenwalde, zu und wohnte beim Bürgermeister Paul Lehmann, dessen stattlicher Hof außerhalb der Ortschaft gegenüber der Franzoseninsel am Jassener See lag. Ihm genügte eine schlichte Stube in dem alten Bauernhaus mit wenigen Möbelstücken, denn der Siebmacher Daupke war ein spartanischer Mann.

In der ersten Zeit wußte gar keiner, welcher Zunft er angehörte, denn er arbeitete reichum bei den Bauern des Dorfes. Mal bei Herrmanns Franz, dann bei Bachers August oder seinem Bruder Reinhold, die ihre Höfe am Weg nach Bresinke hatten, und einige Zeit auch bei Albrechts Max in Hermannshof, mit dem ihn eine besondere Vorliebe für die Magie verband, schließlich aber auch bei „Herrn Pollack“.

Erst als Lehmanns Paul das Häckselsieb in die Brüche ging und er mit Recht um die sorgsame Pferdefütterung bangte, sprang Daupke ein und bewies, was für ein vortrefflicher Fachmann er auf diesem Gebiet war. Als Lehmann dann in „Borks Krug“ das Meisterstück mit beredten Worten pries, da wollte Bachers August auch ein solches Sieb, weil an seinem schon lange seitwärts der Hafer heraus rieselte. Danach war sein Bruder Reinhold an der Reihe, und plötzlich wollten alle im Dorf so schöne Siebe haben. Schließlich kamen die Bauern aus Bresinke, aus Neuendorf, Jassen und den beiden

Pomeiske - kurz, Daupke hatte mitten in der Weltwirtschaftskrise sozusagen Hochkonjunktur.

Weil er jeden Pfennig krampfhaft festhielt und ihn mindestens dreimal umdrehte, ehe er ihn ausgab, auch im Dorfkrug nie gesichtet wurde, machten sich die Leute wegen seines „vielen Geldes“ so ihre eigenen Gedanken. Dann sah irgend jemand Daupke in der Bütower Blumenstraße aus der Wohnung einer Witwe kommen, und da hatten sie's raus: Er verpraßte sein Geld mit losen Weibern. Das war zwar nur ein Gerücht, aber Gerüchte haben es meistens in sich.

Richtig daran war nur, daß Daupke immer dann mit der Bahn nach Bütow fuhr, wenn sein Vorrat an Drahtgäbe ausgegangen war, die er für seine Siebe benötigte, und er bei Jütten oder Thurow für Nachschub sorgen mußte. Die Witwe war eine entfernte Verwandte von ihm, die er bei diesen Gelegenheiten besuchte. Das Holz für seine Siebe holte er übrigens umsonst von der Franzoseninsel, und die Fische, von denen er überwiegend lebte, angelte er gleichfalls umsonst im See.

Zugegebenermaßen stand er aber dem Kulturleben im Ort nicht abhold gegenüber, denn er gehörte dem Gesangverein „Schöne Stimmen“ an, und sein Tenor wurde gerühmt, weil manchen Leuten beim hohen C ein Schauer über den Buckel lief. Direkt berühmt waren seine gemeinsamen Auftritte mit Borks Herbert und Schröders Willem, letzterer mit einer beachtlichen Baßstimme. Borks Herbert war leider zuweilen unpäßlich, weil ihm ein verspäteter Stimmbruch zu schaffen machte. Womöglich wären die drei sonst noch groß herausgekommen, so aber beschränkte sich ihr Ruhm auf Lupowske.

Auch dem Kriegerverein war Daupke beigetreten und brachte es in dem Verein bis zum stellvertretenden Kassierer. Sein heimliches Streben nach dem Vorsitz durchkreuzte der Amtsinhaber, Bachers August, mit rüden Bemerkungen wie „Dat is uck son Klagschieter“ oder „Wat dei ull Rumdriewer woll will“, die sein eigenes Ansehen stärkten, das des Nebenbuhlers dagegen herabsetzten.

Als Schütze im Verein war Daupke hervorragend. Gegen seine Leistungen konnte nicht mal der barsche Vorsitzende etwas einwenden. Mehrere Male mußte er sogar gegen Borraß antreten und stechen, wobei es den Grünrock gewaltig verdroß, daß sich Daupke nach einem Sieg von seiner wenig spendablen Seite zeigte.

In einer Schrecksekunde der besonderen Art entfleuchte dem Siebmacher dann aber doch sein Herkunftsort, allerdings führte das auch nicht weiter, weil es davon gleich mehrere in Pommern gab. Bürgermeister Lehmann ging mit seiner Familie allsonntäglich nach Jassen, um als guter Christ dem Gottesdienst beizuwohnen, den in der dortigen alten Fachwerkkirche der Superintendent Engel zelebrierte. Um nicht als Heide verschrien zu werden, kaufte sich Daupke Langschäfte und Breecheshosen und ging mit, obwohl er sich bis dahin Gotteshäuser lieber von außen angesehen hatte. So fiel es ihm denn auch gar nicht leicht, die durch lange

Predigten des Superintendenten ausgedehnten Gottesdienste zu überdauern, und er sann auf Abhilfe.

Die fiel ihm dergestalt ein, daß er fortan mit gefalteten Händen und gesenktem Haupt den frommen Beter mimte, in Wahrheit jedoch ein wohlverdientes Schläfchen hielt. Das fiel nicht weiter auf, weil Daupke zum einen seinen Platz mit Bedacht weit hinten in der Kirche gewählt hatte und weil er zum anderen nicht schnarchte. Nun ging aber auch sein Krug nur so lange zu Wasser; bis ihm der Henkel brach, denn Gott läßt seiner nicht spotten.

Für den Ostergottesdienst hatte Superintendent Engel seine Predigt nach dem Evangelium „Der Sturm auf dem Meere“ ausgewählt, weil in der Karwoche die Fischer auf dem Jassener See in einen furchtbaren Orkan geraten und um ein Haar gekentert und „versoffen“ wären. Engel zog so gewaltig alle Register, daß auch die verstocktesten Sünder ihm gebannt zuhörten, was nicht so oft der Fall war. Ausgenommen allerdings der Siebmacher Daupke, der wie immer den Schlaf des Gerechten schlief. Irgendwie drangen aber die Donnerworte des Geistlichen auch in seine lieblichen Träume und ließen seinen Schlaf flach und flacher werden.

Er wurde genau in dem Augenblick wach, als der Geistliche von der Kanzel eine Hand in die Menge stieß und mit drohender Stimme ausrief:

„Wem gehorchen Wind und Meere....?!“ Hier legte er eine Kunstpause ein.

Noch halb umnebelt, gewahrte Daupke die auf sich gerichtete Hand des Geistlichen und vernahm mit halbem Ohr dessen nun hallend hinzugesetztes: „... wer ist das?!“ worauf er sich zu Recht als Heuchler ertappt fühlte, aufsprang und vollkommen verdatert ausrief:

„Ick bin Siebmacher Daupke ut Labenz!“

Zu seiner großen Bestürzung wurde das hehre Gotteshaus mit seinen schön bemalten Holzwänden im nächsten Moment von einer so gewaltigen Lachsalm erschüttert, daß es sogar dem Superintendenten die Sprache verschlug. Als er sich wieder gefaßt hatte und seine Predigt fortsetzte, schlich sich Daupke wie ein ertappter Dieb aus der Kirche und eilte heimwärts. Im ersten Impuls war er nahe daran, sich von der Jassener Brücke in den See zu stürzen, um sich zu „versaufen“, er besann sich aber eines besseren und war schon beim Packen seiner Sachen, als Lehmanns nach Hause kamen.

So, wie er gekommen war, verschwand er sang- und klanglos aus Lupowske, weil er mit dieser Schande nicht leben konnte. Die Legende vom „Siebmacher Daupke ut Labenz“ hielt sich aber noch lange.

Der große Zecher in „Borks Krug“

Abgedruckt in der Pommerschen Zeitung vom 21.3.1992

„Nomen est omen“ sagten schon die Römer, und diese Last spürte auch er, denn er hieß Elend. Nun wird jeder zugeben müssen, daß es schlimmere Namen gibt als den, unter dem er litt, doch er hatte auch einen Vornamen, um den ihn im pommerschen Grenzland niemand beneidete, nämlich Stanislaus. Daß sich damit unterschwellig - zuweilen auch überschwellig - die Vermutung verband, er wäre Pole, bereitete ihm manche schlimme Stunde.

Dabei hatten sich seine Eltern durchaus etwas dabei gedacht, als sie ihn auf diesen Vornamen taufen ließen, hatte doch sein Urgroßvater väterlicherseits Stanislaus geheißt, der sich in der legendären Reiterschlacht bei Vionville so wacker geschlagen hatte, daß er dafür nicht nur das Eiserne Kreuz sondern auch einen anerkennenden Handschlag des preußischen Königs Wilhelm, des spätern Deutschen Kaisers Wilhelm I. erhalten hatte. Davon allerdings hatte Stanislaus wenig, und ebenso nützte es ihm wenig, daß sein Ahnherr sich kurz nach dem Ereignis vom polnischen Bieda (sprich Biädä) ins deutsche Elend umtaufen ließ. Als wackerer Deutscher, als der er sich nun fühlte, hatte er außerdem seinen Wohnsitz vom westpreußischen Sullenschin ins pommersche Lupowske (später Grünenwalde) verlegt. Später verzog er nach Slupp an der Stolpe,

In den dortigen unendlichen Wäldern wuchs Stanislaus auf und erfuhr erst mit den Jahren, welch ein Unsegen mit seinem Vornamen auf ihm lastete. Dies war es aber nicht allein, was ihn als Makel durchs ganze Leben begleitete, denn er war ungewöhnlich klein von Wuchs, hielt es hiermit zwar kühn mit Napoleon, erreichte allerdings nicht dessen ideelle Größe, und dann war Napoleon auch schon lange tot, während er mit seiner Kleinheit weiter durchs Leben gehen mußte, das ihn immer wieder mit Spott überzog.

Nach dem Tod seiner Eltern schlug sich Stanislaus mehr schlecht als recht als Lumpensammler durch, unterstützt von zwei Rüden, die das Wägelchen zogen, mit dem er „Lumpen, Eisen, Knochen und Papier“ einsammelte. Allein dieses Gefährt brachte ihm zusätzlichen Spott ein und ließ ihn manchmal schier verzweifeln. Schlimm war zusätzlich, daß er kein passendes Weibchen finden konnte, weil die holde Weiblichkeit im wahrsten Sinne des Wortes über ihn hinweg sah. So wurde Stanislaus mit den Jahren immer absonderlicher und hörte nur noch mit halbem Ohr hin, wenn die übermütige Jugend ihn mit Zurufen wie „Utschrobse!“ oder „Kuhlborsch“ oder „Muersegler“ beschimpfte (letzterer Ausdruck bezog sich auf seine entsetzlich abstehenden Ohren).

Schließlich wurde Stanislaus des Lumpensammelns müde und legte sich ein „Bullkalb“ zu, das er - nachdem ihm die Männlichkeit genommen - liebevoll aufzog und sodann alle möglichen Lohnarbeiten mit dem neuen Gespann ausführte. Da dies meist bei wenig bemittelten alleinstehenden Frauen geschah, bekam er bald den zusätzlichen Spottnamen „Witwentröster“. Übrigens war sein Zugochse, den er zärtlich Mäxchen nannte, gleichfalls klein geraten, paßte also großemäßig sehr gut zu seinem Herrchen.

An einem Juniabend, als der Vorschnitt noch nicht gemäht war, Kartoffeln und Wruken aber schon auf dem Feld wuchsen, die Bauern folglich ein bißchen Zeit hatten, war „Borks Krug“ ziemlich voll, als Stanislaus dort unerwartet eintrat, sich schüchtern an einen leeren Tisch setzte und ein Bier bestellte, seine Äuglein dabei unablässig über die anwesenden Männer gleiten lassend, die ihn wie eine Geistererscheinung anstarrten. Noch nie hatte ihn nämlich jemand in einem Gasthaus gesehen. Borks Max, der älteste Sohn der Wirtin, fragte hämisch, kaum daß Stanislaus das Glas angesetzt hatte:

„Paßt denn öwerhaupt 'n chanzet Glas in die Männeken rin?“

Schallendes Gelächter antwortete auf diese provozierende Frage. Stanislaus wischte sich bedächtig den Bierschaum ab und entgegnete aufmüpfig:

„Ick un noch ein', wi beids supe mehr as ji alle tosammen.“

„Hebb ji dat hört...“ Borks Max kriegte sich nicht wieder ein. Auch die anderen Männer machten abweisende Gesichter. Endlich fragte Bachers Reinhold, ein bedächtiger Mann mit einem riesigen Schnauzbart, zweifelnd:

„Du un noch ein...?“

„Jo ick un noch ein“, wiederholte Stanislaus und trank noch einen Schluck.

„Ick wett mit di, dat du dat nich kast“, mischte sich Pollacks Hermann ein, der auf Großsprecher einen Rochus hatte. Er stand auf, trat an Elend heran und streckte seine Hand aus. „Schlog in!“ forderte er ihn barsch auf.

Zur allgemeinen Verwunderung schlug der Knirps ohne zu zögern ein und erwiderte:

„Up 'n Kasten Bier.“

„Die Wette gilt!“ rief Polzins Paul. „Nu hol ober uck din Supkumpan“, forderte er Elend ungeduldig auf. Er war gespannt, wer der zweite trinkfeste Säufer war. Es mußte schon ein Kerl besonderer Art sein, weil der Zwerg Elend kaum viel Bier vertragen konnte.

„Ob hei Borrasse hole deit?“ mutmaßte Alsbrechts Max, kaum daß Elend den Raum verlassen hatte. Offenkundig war er genauso neugierig wie Polzin. Er spielte auf den Förster von Eichenau an, der als besonders trinkfest galt.

„Dat glöw ick nich“, ließ sich Post-Herrmann vernehmen, „dei lätt sich mit demm Utschropsel nich in.“ Da der Posthalter zu den Honoratioren des Dorfes zählte, galt seine Meinung etwas und er ertete zustimmendes Nicken von allen Seiten.

Der helle Sommerabend ging allmählich schon in die kurze Nacht über, und die Männerrunde war schon merklich ungeduldig geworden, als es im Flur plötzlich polterte und vernehmlich schnaufte und prustete. Noch bevor jemand deswegen seine Verwunderung äußern konnte, ging die Tür auf und Elend erschien, irgend jemand am Strick hinter sich herziehend.

„Dunnerwettstock ober uck!“ brach es aus Bachers August heraus, der der Tür am nächsten saß, denn dem Knirps folgte auf dem Fuße ein Rindvieh.

Mäxchen, denn um keinen anderen handelte es sich, blieb zwischen den Tischen stehen und bewegte den mächtigen Schädel schnaufend hin und her.

„'n Emmer Bier!“ wandte sich Elend an die Wirtin. Während sich die gehorsam ans Werk machte, grunzte Polzin ungläubig: „Dat ist nich to glöwen...“ An den Gesichtern der anderen war abzulesen, daß alle so dachten wie er.

Das Nachfolgende ist schnell erzählt.

Elend trank den ersten beachtlichen Schluck aus dem Biereimer und stellte ihn dann dem Ochsen hin. Mäxchen senkte das gehörnte Haupt und trank mit sichtlichem Genuß den edlen Gerstensaft aus, sich anschließend muhend nach mehr umsehend.

„Mokt uns dat no“, ermunterte Elend die Männerrunde. Sekundenlang herrschte betretenes Schweigen, dann erklärte Pollack kurzangebunden:

„Ick jew mi jeschlone“. Er hatte keine Lust, noch einen Eimer voll Bier zu verlieren. Die dämliche Wette und die berechtigte Sorge, was seine Frau dazu sagen würde, machten ihn auch so schon ganz dammlich.

„Denn hebb ick jewunne“, strahlte Stanislaus. Er verschwand mit seinem Ochsen nach draußen, weil er befürchten mußte, daß der Alkohol Mäxchen übermütig werden ließ und er womöglich die Tische umschubste.

Von dieser Wette wurde in der Folgezeit noch viel gesprochen, und Elend war in den Augen seiner Mitmenschen unvermittelt so etwas wie ein besonders aufgeweckter Kerl geworden, den von Stund an keiner mehr zu hänseln wagte. Sein ungewöhnlicher Einfalls hatte ihm jene Achtung eingebracht, nach der er vorher vergeblich getrachtet hatte.

Der Bienenvater

Abgedruckt in der Pommerschen Zeitung vom 19.11.1994

Der olle Nemitz hörte es nicht ungerne, wenn die Leute Bienenvater zu ihm sagten. Eine gewisse Berechtigung hatte er auch dazu, denn in der näheren Umgebung gab es keinen, der auch nur annähernd so viele Bienenvölker sein eigen genannt hätte wie er. Die Bienen waren außerdem sein ganzer Stolz. Es ging allerdings manch einem auf die Nerven, wenn er damit prahlte, bisher auch nicht ein einzigesmal von einem seiner fleißigen Honigträger „gebissen“ worden zu sein. Am allermeisten ärgerte sich über diese Behauptung Schröders Willem aus Bresinke, der darüber nachdachte, wie er es dem Altenteiler „zeigen“ könne.

Endlich hatte Willem seinen Plan gefaßt und radelte nach dem Walddorf am Schotofscher See, um den alten Mann für sein Vorhaben zu gewinnen. Vorausgegangen war, daß ihn eins seiner Bienenvölker jämmerlich zerstoßen hatte. Er hatte eigens für den Altenteiler eine halbe Flasche Schnaps mitgenommen, weil Nemitz, wie die meisten Pommern übrigens, gerne einen hob, doch hätte es des Feuerwassers gar nicht bedurft, weil Nemitz mit sichtlicher Freude und Stolz zusagte, dem Imkernachbarn zu helfen. Daran änderte auch nichts, als Willem scheinbar herumdruckste und meinte, das besagte Bienenvolk sei besonders boshaft und angriffslustig.

„Hebb ma kein Angst nich, Willemke, dat krej wi all henn“, versicherte Nemitz und genehmigte sich nun doch noch den letzten Schluck aus Willems Pulle.

So radelte denn Willem, dieser Unnosel, hochbefriedigt nach Hause, sah er doch seinen Weizen reichlich aufgehen. Es handelte sich allerdings wirklich um ein besonders grimmes Bienenvolk, dessen Begutachtung er Nemitz zugehört hatte, wie immer mal eins im Bienenstand vorkommt. Erst unlängst hatten es die Stachelhelden dem stolzen Hofhahn, einem prächtigen weißen Leghorn, gegeben, als der flügelschlagend vor dem Stock laut gekräht hatte. Seitdem lief der arme Hahn mit einem Kamm durch die Gegend, der so dick angeschwollen war, daß es ihm den Kopf beinahe auf die Erde drückte.

„Di ware se uck uppe Beins helpe“, brummte Willem in bissiger Vorfreude vor sich hin, als er an den Gitzingwiesen vorbei radelte und meinte den ollen Nemitz.

Der Altenteiler erschien am nächsten Morgen pünktlich zum zweiten Frühstück auf dem Schrödershof, und er langte tüchtig zu nach allem, was Amada, Willems bessere Hälfte, an Köstlichkeiten aufgetischt hatte. Anschließend half Willem Nemitz noch listig ein paar Klare ein; um ihn unvorsichtig zu machen, und begleitete ihn in den Garten, an dessen äußerstem Rand seine Bienenkörbe standen, der mit den schlimmen Immen ein ganzes Stück abseits von den anderen.

„Cho ma henn, ick teif hier up di“, meinte Willem denn auch und blieb unter dem uralten Kruschkenbaum stehen, in dessen mächtiger Krone unablässig ein Buchfink schmettete.

„Häst wohl de Bux vull“, spottete Nemitz und schritt wacker auf den Bienenkorb zu, in dem nach Willems Meinung „minnestens“ zwei Königinnen hausten, von denen eine nun mal überzählig sei. „Dat war wi bull hääbe“, brummelte Nemitz, der sich zu Willems Leidwesen von hinten an den Korb heranmachte. Daß er keinerlei Schutzvorrichtungen trug, beruhigte Willem aber wieder. Nemitz stand eine ganze Weile lauschend über den Bienenkorb gebeugt, aus dessen Flugloch die Immen munter in die Feldmark hinaussumteten, und schüttelte endlich den Kopf.

„Nischt to seine un to höre“, meinte er endlich und kehrte zu Willem zurück, „Ick glöw nich, dat do twei Weisel binne sünd.“ Jetzt beging er den Fehler, die Einflugschneise der Bienen zu kreuzen und wurde von diesen sofort attackiert.

Sichtlich erleichtert bemerkte Willem, wie Nemitz heftig mit den Armen herumfuchtelte und sich zweimal klatschend gegen Stirn und Backe schlug.

„Hääbe se die piesackt?“ erkundigte er sich hämisch.

„Neeke, nee, nee, mi daune se nuschnich“, versicherte Nemitz und machte sichtlich größere Schritte.

Willem entkorkte die Flasche, die er schon früh morgens im Fliederbusch kaltgestellt hatte, und bot Nemitz einen Schnaps an, den dieser jedoch halb verschüttete, weil ihn genau in diesem Moment eine Biene „biß“, die sich in seiner Hose verkrochen und die schon giftig summend eine ganze Weile unter seiner Kleidung herumgekrochen war. Während Willem der Einfachheit halber gleich einen derben Schluck aus der Pulle nahm, bemerkte er, wie Nemitz abermals heftig zusammenzuckte und sich an den rechten Oberschenkel griff. Auf Willems fragenden Blick versicherte er auch jetzt, daß ihn keine Biene „gebissen“ habe.

„Dunnerwettstock ober uck!“ entfuhr es ihm im nächsten Moment, und er griff sich mit beiden Händen zwischen die Beine, wo er heftig zu schubbern begann. Den nächsten Schnaps trank er trotzdem, ohne das Glas zu verschütten, weil er so was Gutes nicht alle Tage bekam. Dann piekte es ihn gleich zweimal so heftig am Unterbauch, daß er mit den Füßen trampelte. Nemitz' Gesicht färbte sich allmählich verdächtig rot, während ihm Stirn und linke Backe zugleich mächtig anschwellen. Willems böses Bienenvolk schien ein besonders tückisches Gift zu produzieren...

Um sich nicht ganz zu blamieren, lehnte Nemitz den dritten Schnaps dankend ab und verabschiedete sich ungewohnt eilig von seinem Gastgeber. Der sah ihm hochbefriedigt nach, als er mit eiligen Schritten vom Hof ging und in Richtung Schotofske davon schotste.

„Dei chot jo noch grod as 'n Junger“, wunderte sich die olle Pethkesche, die ihm zufällig begegnete. Es war aber auch zu absonderlich, wie rasch der alte Mann noch auschreiten konnte. Wie sollte Pethkesche auch ahnen, welchem Umstand dieser zweite Frühling des ollen Nemitz zuzuschreiben war.

Der hastete als erstes auf die mitten im Wald nahe Bresinke gelegenen Gitzingwiesen zu, wo er im Bullengraben die unerträglich brennenden Bienenstiche zu kühlen gedachte. Schon ein ganzes Stück vor dem Graben riß er seine Kleider auf und verscheuchte damit auch jene Bienen, die immer noch in seiner Unterwäsche herumgekrochen waren. Enttäuscht stellte er fest, daß der Bullengraben infolge der langen Dürreperiode nur noch ein kümmerliches Rinnsal war.

„Vaflucht noch eis!“ wetterte er und stürmte quer über die Wiesen auf eine Kiefern-schonung zu, in der ihm beim Pilzesuchen eine Wildsuhle aufgefallen war, in der noch Wasser stand. Von blutrünstigen Pferdebremsen ständig umsurrt, erreichte er die Suhle, zog sich nackt aus und warf sich längelang in die aufspritzende schwarze Brühe. „Aaah, deit dat gaud!“ stöhnte er auf und prustete und planschte danach wie ein Wildschwein, sich in dem kühlen Modder behaglich von einer Seite auf die andere wälzend. Er spürte deutlich, wie das schmerzhaft Brennen an seinem Unterleib allmählich nachließ. Außerdem sollte Modder auch gegen Rheumatismus helfen, der ihn besonders im Herbst plagte. Nur zu gut konnte Nemitz jetzt die Hirsche und Schwarzkittel verstehen, die es immer wieder an diesen herrlichen Erholungsort zog.

Ausgerechnet um diese Zeit kam Förster Borraß an den Gitzingwiesen entlang, um zum Mittagessen zu Hause zu sein. An einem Wildwechsel, der in eine Schonung führte, verhoffte der Grünrock und bestaunte die mächtige Fährte eines Hauptschweins, die sich aus den Trittsiegeln der anderen Schwarzkittel deutlich abhob. Plötzlich stutzte der Nimrod und hob lauschend den Kopf, denn aus der Dickung war in schwer abschätzbarer Entfernung lautes Stöhnen und Schnaufen zu vernehmen.

„Ein Wilddieb!“ schoß es Borraß durch den Kopf. Es gab für ihn keinen Zweifel, daß in der Schonung ein Stück Wild in eine Schlinge geraten war und mit dem Ersticken kämpfte. Zwar hatte Golks Paul erst vor kurzem den schlimmen Wildschützen Felix Glodowske hinter schwedische Gardinen gebracht, aber es war nicht ausgeschlossen, daß sich schon wieder so ein Luntrus im Revier herumtrieb...

Borraß riß die Flinte von der Schulter und pirschte behutsam in die Kusseln hinein, aus denen auch weiterhin die Geräusche des vermeintlich mit dem Tode kämpfenden Wildes an sein Ohr drangen. Am Rand einer kleinen Lichtung blieb der Förster jedoch abrupt stehen und senkte den Flintenlauf, weil nämlich im selben Moment aus einem Modderloch eine pechschwarze menschliche Gestalt hoch schoß und erschrocken einen Satz nach vorn machte.

„Halt, stehen geblieben!“ donnerte der Grünrock und fummelte drohend mit der Flinte herum. Während der „schwarze Mann“ auf dem Fleck verharrte und der Förster schon

den Mund zu einer Philippika aufmachte, erkannte er den Altenteiler Nemitz aus Schottofske und drehte sich abrupt um. Unverständliches vor sich hinbrummelnd, tauchte Borraß in den kleinen Kiefern unter und ließ den verdatterten Nemitz an dem Modderloch stehen. Wirre Gedanken setzen ihm zu, denn was konnte ein sonst ganz normaler Mensch in einer Wildsuhle suchen... ? Dann fiel ihm aber ein, daß Modderpackungen gegen Rheuma helfen sollen, und das war sicher die Erklärung. Borraß machte, daß er weiter kam, für ihn war der Fall damit erledigt.

Nemitz dagegen eilte, seine Kleider in einer Hand, erleichtert in der entgegengesetzten Richtung davon, hatte er doch wegen seiner Blöße Scheltworte des Försters erwartet.

„Minsch ist hei doch“, stellte er bei sich fest und fügte versonnen hinzu: „Minsch sin mut de Minsch.“ Dann verhoffte er vor dem breiten Feuerschutzstreifen und sicherte eine ganze Weile nach allen Richtungen. Erst als er ganz sicher war, allein zu sein, trabte er rasch auf die andere Seite und steuerte auf die weißen Moore zu, die nicht weit entfernt waren. Dort wusch er sich an einem Wasserloch gründlich den angetrockneten Schlamm ab und verscheuchte zwischendurch immer wieder mit seiner wütend geschwungenen Unterhose die blutgierigen Bremsen, die ihn wie eine Wolke umgaben. Als er sauber war und sich angezogen hatte, schotschte er gemächlich seinem Dörfchen am See zu, allerlei Gedanken nachhängend. Obwohl er dann und wann ein Brummen des absoluten Wohlbefindens von sich gab, was ein sicheres Zeichen dafür war, daß der Modder ihm nicht nur die Beulen gekühlt, sondern auch die Schmerzen gelindert hatte, kam ihm die ganze Sache doch irgendwie spanisch vor. Ob dieser vermaledeite Willem etwa...

Kam später die Rede auf die Bresinker Bienen, dann zeigte sich Nemitz jedesmal ungewöhnlich zugeknöpft, und er behauptete fortan auch nicht mehr, von Immen nicht „gebissen“ zu werden. In dieser Beziehung hatte ihn Willem gründlich kuriert. Bienenvater hörte er sich aber auch danach noch gern nennen.

Eisfischen

Abgedruckt in der Pommerschen Zeitung vom 22.5.1993

Fischermeister Stropahl hatte ungeduldig auf mildere Temperaturen gewartet, um mit der Eisfischerei beginnen zu können, weil bei Minustemperaturen unter 15 Grad das Netzwerk beim Herausziehen aus dem Wasser sogleich zu Eis erstarrt und beim Verladen zerbricht, wodurch irreparable Schäden entstehen. So atmete er auf, als der strenge Frost Ende Januar eine Pause einlegte und trommelte eiligst seine Helfer

zusammen, um mit der alljährlichen Saison auf dem Eis des Jassener Sees zu beginnen.

Unter dem hohen Uferdamm bei Jassen beginnend, bewegten sich die Fischer mit ihrer Arbeit in Richtung der Försterei Wobbrow um den See herum und von dort allmählich auf der anderen Seeseite auf Lupowske, das spätere Grünenwalde, zu. In der davor tief in den Wald greifenden Kirchhofs- und Seebucht war jedesmal ein Rekordfang angesagt, auf den alle besonders gespannt waren. Als sich die beiden Arbeitstrupps von der vorgelagerten Doppelinsel auf das Ufer dieser Seebucht zubewegten, mit langen Stangen (Ruten) die Netzflügel unter dem Eis von einem Dreiecksloch zum anderen erst parallel zum erlenbestandenen Ufersaum und endlich rechtwinklig auf das Ufer selbst zubewegend, fand sich eine erwartungsvolle Menschenmenge beim großen viereckigen Auszugsloch auf dem Eis zusammen. Dort stand der Fischermeister und stieß in unregelmäßigen Abständen seine „Plumpskeule“ ins Wasser, die den aufgestörten Fischen einen Fluchtweg versperren sollte.

Es waren hauptsächlich Neugierige aus Lupowske und Bresinke, die zwischen dem Eisloch und dem Ufer eifrig schwatzend im Schnee ausharrten, doch waren einzelne auch von weiter her gekommen, das spannende Schauspiel mitzuerleben. Unter ihnen befand sich Strucks Adolf mit seinem unvermeidlichen Bastardrüden Karo (jenem mit dem „Herrn und den Flöhen“). Als die Fischer die Auszugsstelle in der Kirchhofs- und Seebucht erreichten und ihre gedrungenen Schlitten für die Aufnahme des Netzwerks am Eisloch aufstellten, näherten sich auch die ersten Frauen aus dem Dorf, jede eine Schüssel oder einen Leinenbeutel bei sich, um von dem Fang ein paar Pfund mit nach Hause zu nehmen. Das Pfund Plötzen zu 30 Pfg. konnten sich auch die Ärmeren leisten.

Im Moment führte Heinrichs Emil das große Wort, der sich in Borks Krug schon gehörig „aufgewärmt“ hatte und der deshalb bedenklich schaukelte. Als er um ein Haar ins Eisloch gefallen wäre, scheuchte ihn Stropahl ärgerlich fort, obwohl er ihm wie alle anderen die Abkühlung gegönnt hätte. Er verabscheute Leute, die große Sprüche machen.

Das nasse Netzwerk auf den Schlitten hatte sich schon zu beachtlichen Bergen aufgetürmt und dichte Korkenreihen zeigten den nahenden Netsack mit dem Fang an, als auf dem See entlang des Ufers sich Nemitz mit seinem Pferdeschlitten näherte. Des Alten-teilers Aufgabe es war, die Beute zum Bahnhof zu bringen und dort zu verladen. Fische aus dem ungewöhnlich klaren Jassener See waren in der ganzen Umgebung begehrt. Nemitz machte bei den Neugierigen Halt, band die Leine an einer Runge fest und legte seinem Fuchswallach mit bernsteingelber Mähne und ebensolchem Schweif eine Decke über, damit sich das Tier nicht erkälte. Obwohl sie Sonne schien, wehte es vom Ostufer ziemlich kalt herüber. Während der alte Mann ebenfalls den emsig das Netz aus dem Wasser ziehenden Fischern zusah, gönnte er sich eine reichliche Priesse Schnupftabak, die er mit Genuß in seine geschwärzten Nasenlöcher einsog und danach mehrere Male geräuschvoll nieste. Wenig später verfolgte er, Unnosel der er war, mit hämischem

Gesicht, wie sich Strucks Karo an Bachers Augusts Langschäfter heranschnupperte, vernügt ein Bein hob und es bräunlich plätschern ließ.

„Du verflucht ull Töl!“ erregte sich der Bauer, als er das Malheur bemerkte, und jagte den Köter mit einem Fußtritt in die Flucht.

„Dat schodt emm gor nischt“, feixte Nemitz in seinen riesigen Vollbart hinein, der beinahe genauso lang war, wie der Schweif seines uralten Wallachs. Er hatte vor Jahren mit Bacher einen Disput gehabt, den er nicht vergessen konnte.

Dann war es allerdings an ihm, daß sich die Menge plötzlich vor Lachen bog und die Frauen sich übermütig in den Armen lagen: Nemitz war nämlich zu nahe an einen Netzschlitten herangetreten und hatte nicht mitgekriegt, daß sein wallender Vollbart zugedeckt worden war. Und weil er sich an der Schattenseite des Schlittens befand, waren Bart und Netzwerk zu einem unentwirrbaren Eisballen zusammengefröhen. So stand Nemitz erstarrt da wie Lots Weib, spie innerlich Gift und Galle und mußte doch geduldig den Spott der anderen über sich ergehen lassen. Selkes Max, dieser Luntrus, mimte auch noch den Mitleidigen, als er Nemitz einen vollen Eimer Wasser über den Bart kippte, der zwar den Vollbart augenblicklich aus dem Netz löste, ihm aber einen ganzen Schwall mitten ins Gesicht verpaßte. Trotzdem war Nemitz heilfroh, sich wieder bewegen zu können, und so lief er, sich das Wasser aus dem Bart drückend, zu seinem Wallach, wo er sich abermals eine deftige Priesse gönnte.

Dann war auch endlich der große Moment gekommen, auf den alle sehlich gewartet hatten, wo die Fischer den großen Netsack mühsam auf die Eisfläche zerrten und den prallen Inhalt ein Stück entfernt in den Schnee schütteten. Wie erwartet, bestanden die gefangenen Fische auch diesmal größtenteils aus Bleien sämtlicher Größenordnung.

„Soveel as furchtet Jahr sind et ober nich“, stellte Rutzen Armin unter Anspielung auf den absoluten Fangrekord von hundertachtzig Zentnern mit einem Seitenblick auf Stropahl fest. „Nee, nee, da fehlt 'n ganz Teil“, räumte der ein und fügte hinzu: „Aber so anne fuffzig Zentner können's uch sein“ Er fing an, den Frauen und Mädchen ihre Schüsseln und Leinenbeutel zu füllen, wobei er das Gewicht großzügig „über den Daumen peilte“.

Seine Helfer verluden unterdessen schon die ersten mit sortierten Fischen gefüllten Kisten auf Nemitz' Schlitten, der die Leine losband und wenig später mit klingenden Glöckchen in Richtung Bahnhof Jassener See davon fuhr. Er würde den Weg wenigstens ein halbes Dutzend mal machen müssen, und darüber würde es dunkle Nacht werden, weil sich die Sonne schon hinter den hohen Kiefern am Kirchhof in ihr Lager verkroch.

Die langen Schatten ließen es kälter über den See wehen, so daß es die Neugierigen nicht länger am Eisloch hielt. Während die Frauen und Mädchen nach Hause gingen, um die Fische fürs Abendbrot zuzubereiten, suchten die Männer „Borks Krug“ auf, um das große Erlebnis bei einem Bierchen und einem Klaren noch einmal in allen Einzelheiten durchzusprechen. Bachers August fand es gar nicht lustig, als die Rede auf ihn und Strucks Karo kam, der ihm die Langschäfte bepinkelt hatte, dafür lachte er umso lauter, als über Nemitz und dessen angefrorenen Vollbart gesprochen wurde. Es war schon ein Erlebnis besonderer Art, beim Eisfischen zuzugucken, deshalb waren sich beim Aufbruch alle einig, im nächsten Jahr auch wieder dabei zu sein.

Das Mondscheintreiben

Abgedruckt in der Pommerschen Zeitung vom 6.2.1986

Mitten im Winter, wenn eine dicke Schneedecke auf den Feldern lag, fand in Bresinke das traditionelle Mondscheintreiben statt, an dem alles teilnahm, was auch nur noch einigermaßen einen Schießprügel tragen konnte. Die Männer versammelten sich um die Schlafenszeit bei Brauns in der guten Stube, stärkten sich mit diversen Klaren, brannten ihre Tabakspfeifen an oder steckten sich einen neuen Priem zwischen die vergilbten Zähne. Dermaßen gestärkt gingen sie in die frostklirrende Nacht hinaus, aus der von einem sternübersäten Himmel der Vollmond hernieder schien, der allem einen eigentümlichen Zauber verlieh. Mit knarrenden Stimmen und knirschenden Stiefeln gingen sie dick verummmt durch das kleine Dorf, in dessen warmen Stuben sich ihre besseren Hälften längst in die Federberge der Betten gekuschelt hatten und es nicht begriffen, was ihre Männer bei solcher Kälte unwiderstehlich auf die Feldmark hinaus zog.

Die kleine Truppe zog los, bis an die Zähne bewaffnet. Allen voran der olle Pethke mit seinem verrosteten Vorderlader, mit dem er gehacktes Blei statt Schrot verschöß, ein Kraut, das jeden Hasen auf hundert Schritt faßte, von dem erhofften Sonntagsbraten aber meist nicht viel übrig ließ. Trotzdem schwor Pethke auf seinen Schießprügel, den schon sein Vater geführt und den sein Großvater als Beute aus den Befreiungskriegen gegen Napoleon heimgebracht hatte. Hinter Pethke hastete mit trippelnden Schritten Schneider Wittke, der so klein war, daß sein Flintenkolben stets eine Furche in den Schnee pflügte. Ihm folgte Schröders Willem, ein allem Modernen zugetaner Mensch, der eine selbstladende Browningflinte sein eigen nannte, mit der er öfter ein mörderisches Feuer eröffnete, das die Krummen aber im allgemeinen wenig beeindruckte. Willems besondere Note war ein kaffeebrauner Priemstreifen, der ihm immer über das Kinn sabberte und bei strenger Kälte zu Eis erstarrte. Ihm folgte Begerows Paul, dem eine Kriegsverletzung zusetzte und der immer Mühe hatte, den Anschluß nicht zu ver-

lieren. Er hatte einen uralten Hahndrilling über die Schulter gehängt, mit dem er, wenn das Schrot verschossen war, nicht selten auch mit der Kugel auf Hasen Dampf machte. In seinem Kielwasser pflügte Brauns Albert durch den Schnee, ein ebenfalls kleinwüchsiger Mann, dessen einläufige Hahnflinte auch schon bessere Zeiten erlebt hatte. Schröders Paul, Willems Bruder, trat in Brauns Fußtapfen, er hatte ebenfalls eine alte Hahnflinte über die Schulter gehängt.

Hinter ihm trottete die halbwüchsige Dorfjugend, die das Treiberamt besorgte. Sechs Bengels waren es, von denen drei dem Stamme Sonnenburg angehörten. Den Abschluß der Kolonne bildete mein Vater mit seiner „Sauer&Sohn“-Doppelflinte, die sein ganzer Stolz war und der es genoß, wegen dieser Waffe von den anderen bewundert zu werden. Der Vollständigkeit halber muß noch erwähnt werden, daß außer meinem Vater keiner der Schützen einen Jagdschein besaß. Dafür war aber jeder ein passionierter Jäger, und das war in dieser Zeit nach dem Ersten Weltkrieg die Hauptsache, als es in Pommern noch reichlich Wild und nur wenige Jäger gab.

An der Feldkante zum Fiskus postierten sich die Jäger auf altbekannten Plätzen, während die Treiber in weitem Bogen auf die Felder strebten und sich dabei zum Teil durch brusthohe Schneeverwehungen kämpfen mußten. Eine geraume Zeit tat sich danach erst mal gar nichts. Die Schützen standen im Waldschatten, sogen rasselnd an ihren Knöseln oder sogen schmatzend an den Priemstangen und harrten geduldig der Dinge, die da kommen sollten. Ab und zu vertraten sie sich die Füße oder rieben sich die erstarrten Ohren und Hände warm. Dabei kam es manchem in den Sinn, daß so eine Hasenjagd doch eine verdammt fußkalte Angelegenheit sei.

Aber dann lief es ihnen plötzlich siedendheiß zwischen Hemd und Buckel hinunter, denn über die glitzernde Schneefläche näherte sich der erste Krumme, den die Treiber weit draußen bei seinem kärglichen Mahl an gefrorenen Kohlstrünken oder mühsam freigescharrter Roggensaat aufgestöbert hatten. Ein ganzes Stück vor dem rettenden Wald blitzte und donnerte es und der Hase blieb mit zuckenden Läufen im aufstäubenden Schnee liegen. Das war Pethke mit seinem unvergleichlichen Vorderlader gewesen, der wieder einmal ganze Arbeit geleistet und Lampe schon auf achtzig Schritte in den Hasenhimmel befördert hatte.

Die nächsten Schüssel hallten beinahe gleichzeitig von rechts und links herüber. Während mein Vater mit zwei Schüssen zwei Hasen erlegt hatte, fuchtelte Schneider Wittke mit dem Flintenlauf zu lange in der Luft herum und schoß den Krummen gründlich vorbei. Wenig später veranstaltete Schröders Willem mit seiner Browning ein regelrechtes Schützenfeuer, das erfahrungsgemäß aber mehr moralische Wirkung hatte.

Mehr Weidmannsheil hatte Begerow mit seinem Hahndrilling, denn beide Hasen, die bei ihm in den Wald wollten, lagen gleich darauf sauber nebeneinander im Schnee. Der dritte Krumme traute dem Wintergewitter voraus nicht so recht und

machte auf den Keulen Männchen. In diesem Moment brannte bei Begerow eine Sicherung durch. Er schaltete auf Kugel um und drückte ab, worauf voraus buchstäblich die Fetzen flogen.

Kurz darauf knallte es weit rechts, wo Schröders Paul seinen Stand hatte, und auch dort hatte es das Schicksal eines Lampe besiegelt. Still, sozusagen verdächtig still, blieb es geraume Zeit bei dem riesigen Kaddick, hinter dem sich Brauns Albert postiert hatte. Erst als die Treiber schon auf dem Schnee deutlich heran kamen, blitzte es auch bei ihm auf, und unmittelbar darauf begann ein Hund gottsjämmerlich zu heulen und zu wehklagen.

Ein lauer Zuruf meines Vaters beendete darauf die Jagd und befahl die Schützen zum Sammelpunkt. Braun blubberte schon von weitem etwas von „blöder Köter“ und „wat hätt sich dat ull Mistvieh uck uppem Fild rumtodriewe“ und erschien als letzter, von den Jagdgenossen unterschiedlich empfangen. Von der anderen Seite näherte sich fast zeitgleich Pethkes „Tussie“, dessen Spur im Schnee verdächtig dunkel gefärbt war. Bei dem nun folgenden Kriegsrat wurde festgestellt, daß Braun „dei ull Töl“ für einen Krummem gehalten und darauf Dampf gemacht hatte. Ein Wunder war das nicht, weil sein Augenlicht schon merklich nachließ.

„Binoh häddst mi truffe, Albertke“, grunzte Wittke unfreundlich, „ick heerd genau, wie dat Schrot bi mi vörbiept is.“

„Bist jo uck nich veel gröter as Tussie“, spottete Schröders Willem, der es nie lassen konnte, auf Wittkes geringe Körpergröße anzuspieren. Wittke, der es, wie alle kleinen Menschen, haßte, wenn er mit seiner Kleinheit gehänselt wurde, warf Willem einen vernichtenden Blick zu.

Mein Vater als Jagdherr schlichtete den Disput, zumal „Tussie“ nachts ja auch wirklich nichts auf den Feldern zu suchen hatte. Das mußte auch Pethke einsehen, an dessen Knie sich der Unglückshund gekauert hatte, der immer noch leise vor sich hinwinselte. Eine spätere Untersuchung ergab Schrotkörner in beiden Vorderläufen, doch die Knochen waren heil geblieben. Schlimmer wog, daß „Tussie“ die Welt nur noch einseitig erkennen konnte, weil ein Schrot sein linkes Auge zerstört hatte.

Endlich hoben die Jäger ihre Beute auf, die aus sieben Krummen bestand, und gingen, gefolgt von den Treibern, heimwärts. Abgesehen von dem Zwischenfall mit „Tussie“ konnten sie mit dem Erfolg zufrieden sein, und waren es wohl auch. Die Treiberjugend machte gleich nach der Rückkehr ins Dorf, daß sie in die Betten kam, waren doch alle todmüde, aber die Schützen kehrten noch beim Jagdherrn ein, wie sie es immer getan hatten. Nachdem sie vor der Haustür den Schnee sorgfältig von den Stiefeln abgetreten hatten, setzten sie sich erwartungsvoll auf die Ofenbank. Und sie wurden nicht enttäuscht, denn in der Küche summt leise der von meiner Mutter vorsorglich aufgesetzte Wasserkessel. Gleich darauf erschien mein Vater mit Tassen, einer Buddel Rum und

Kandiszucker, stellte alles auf den Tisch, holte auch den Wasserkessel und schenkte ein. Rum nahm jeder nach eigenem Gutdünken, wobei Wittkes Paul immer der erste war.

Bei einem steifen Grog tauten die erstarrten Glieder auf und sie erzählten von alten Zeiten, als die Hasen noch viel größer und ihre Anzahl auch mit der heutigen Zeit nicht zu vergleichen gewesen war. Überhaupt war damals, als Kaiser Wilhelm noch regierte, alles viel besser gewesen... Die Petroleumlampe auf dem Tisch hüllte den Raum in mildes Dämmerlicht und paßte so richtig zu dem Knacken der Kiefernseite im bullernden Ofen, die mein Vater immer wieder nachlegte. Es wurde noch viel erzählt in dieser Nacht, und sie horchten bei ihrem Jägerlatein nur dann auf, wenn draußen der Frost einen Ast oder Stamm krachend bersten ließ. Der nächste Tag war ein Sonntag, da konnten sie eine Stunde länger schlafen.

Jahrmarkt in Bütow

Abgedruckt in der Pommerschen Zeitung vom 20.8.1993

Jahrmarkt in Bütow war ein herausragendes Ereignis nicht nur für die Stadt, sondern für das ganze Umland. Vorweg sei gesagt, daß den Leuten damals das Geld nicht so locker saß wie heute und daß beinahe jeder die Mark umdrehte, ehe er sie ausgab. Kinder waren damals schon mit einem Groschen glücklich, das reichte für zweimal mit dem Karussell fahren, und wer kräftig genug war und beim Anschieben eines Karussells mithelfen konnte, der durfte anschließend einmal umsonst mitfahren.

Aber nicht nur die Kinder warteten sehnsüchtig auf den Tag mit den vielen Buden auf dem Marktplatz vor der ehrwürdigen Elisabethkirche, denn auch die meisten Erwachsenen fieberten dem Jahrmarkt entgegen, der ungefähr viermal im Jahr stattfand. Meine Eltern brachen schon immer in der Frühe mit dem Motorrad auf (mit dem sie sogar in Bütow gekaufte Ferkel transportierten), das sie bei Zielke in der Lauenburger Straße deponierten, der dort ein Kolonialwarengeschäft besaß, in dem sie auch einkauften. Die meisten Bauern fuhren aber mit Pferd und Wagen, so auch Heinrichs Emil, der gleich in Neukrug „Bei Erdmann“ die erste Station machte und dabei brummelte: „Unterwegens gift dat Derscht.“ Ebenso kam er nicht bei „Schwichtenberg“ in Klein Pomeiske vorbei, ohne wenigstens zwei Bier und ebenso viele „Körner“ gekippt zu haben. In Bütow kehrte er gleich in der Lauenburger Straße in einem Krug ein, wo er gleichfalls das gewohnte Quantum konsumierte, und erst danach ging er, meist schon ein bißchen benebelt, zum nahe gelegenen Viehmarkt, wo es immer etwas für einen Bauern zu bestaunen oder zu kaufen gab.

Wie er, machten es übrigens die meisten Landwirte, wenn sie auch nicht ganz soviel einkehrten wie Emil es tat.

Vom Viehmarkt schlenderte man die Lauenburger Straße hinunter, bog in die Lange Straße ein und war wenig später dort, wo das Jahrhundertereignis stattfand. Marktschreier und andere Verkäufer boten hier alles Menschenmögliche an, und für die Dorfleute war es eine wahre Lust, alles zu bestaunen, zu betasten und – soweit erlaubt – zu probieren. Gekauft wurde eher mäßig, aber doch auch, und zuweilen waren es sogar Sachen, die eigentlich gar nicht wirklich benötigt wurden. So erinnere ich mich, daß mein Bruder Gerhard einmal ein wahres Wundermittel gegen Flecken aller Art mitbrachte, mit dem der geschäftstüchtige Verkäufer vor Ort sogar Tintenflecken aus einem Taschentuch entfernte, das sich zu Hause dann aber als vollkommen wertlos erwies und weggeworfen wurde. Ähnlich erging es Kollaths Karl aus Wussowske, dem es unter die Haut ging, wie ein anderer Budenverkäufer mit einem handlichen Gerät im Nu alle möglichen Messer in richtige Rasiergeräte verwandelte.

„Dat is wat för min Hackselmeschinmetzer“, freute sich Karl und erstand ein solches Exemplar für stolze 8 Reichsmark. Er hoffte nämlich, mit dem Schleifgerät das zeitaufwendige Abmontieren der Häckselmaschinenmesser mit dem noch zeitraubenderen Schärfen am handbetriebenen Schleifstein für alle Zeiten der Vergangenheit angehören zu lassen. Nun war besagtes Schleifgerät – wenn überhaupt – wahrscheinlich für Küchenmesser geeignet, denn als Wundergerät für Häckselmaschinenmesser ist aus Wussowske nie eine Kunde gekommen.

Die meisten Angebote waren aber reell, und so kam mancheiner für wenig Geld zu annehmbaren Gebrauchsgegenständen, freute sich aber trotzdem diebisch, wenn andere sich „angeschmiert“ hatten. Schadenfreude ist nun mal die schönste aller Freuden...

Mehr zum eigenen Pläsier suchten Förster Senkel und Wachtmeister Kroll den Jahrmarkt auf, hatten beide für den Tag doch extra Urlaub genommen. Senkel als ausgezeichneter Schütze machte sich regelmäßig eine Gaudi daraus, irgendeine Schießbude buchstäblich leerzuschießen. Nach einigen Probeschüssen mit dem vom Budenbesitzer gestellten Luftgewehr (Luftbüchse!), hatte er „den Bogen raus“, und jetzt war jeder Schuß ein Treffer. „Mi uck noch 'n Blaum, Herr Ferschter!“ rief ihm die ihn jedesmal umringenden Mädchen zu, und der Nimrod ließ sich diesen Spaß was kosten und räumte die Blumenwand der Bude restlos ab. Gewitzte Budenbesitzer, die den Grünrock und seine Vorliebe schon kannten, spendierten ihm daher an einer Getränkebude vorher soviel „Zielwasser“, daß die wartenden Mädchen nicht mehr auf ihre Kosten kamen.

Kroll dagegen tat es wohl, sich mal unerkannt „unter das Volk zu mischen“, sich an „warmen Würstchen“ zu erlaben und auch mal mehr Bier zu trinken, als er sonst durfte. Übrigens war ihm ein paar Wochen zuvor ein viel belachtes Malheur passiert. Naßforsch, wie er im Dienst war, überraschte er einen Tippelbruder bei der Notdurft im Straßengraben. „Was machst du Ferkel da?“ fuhr Kroll ihn ungnädig an. „Dat seh'n Se

doch, Herr Wachtmeister“, kam die gemütliche Antwort. Da riß Kroll endgültig der Geduldsfaden und er raunzte: „Die Papiere, Kerl, aber dalli!“ Worauf der Wanderbursche, ohne sich vom Fleck zu rühren, bierruhig entgegnete: „Herr Wachtmeister, im Sommer brauch' ick keene Papiere, da neh'm' ick Gras.“

Strucks Adolf nahm zum Jahrmarkt nicht nur seinen treuen Karo, sondern auch sein Eheweib, die geborene von Tuchlinski mit. Beide gönnten sich gleich an mehreren Buden „warme Würstchen“, sie mit Brause und er mit Bier, schotschten dann noch eine Weile von einer Bude zur anderen, ohne etwas zu kaufen, und gingen anschließend regelmäßig zu Thier&Stockmann, wo die von Tuchlinski sich eine neue Bluse oder ähnliches leistete. Sie gönnte sich ja sonst nichts... So kam jung und alt zu seinem Vergnügen, egal, ob sie aus dem entlegenen Pyaschen oder aus dem nahegelegenen Hygendorf waren, aus Jassen oder Grünenwalde, aus Bresinke oder Zeromin. Schmiedemeister Staschke erschien sogar aus Kleschinz, gemeinschaftlich mit dem dortigen Bürgermeister Karl Keck.

Auf der Heimfahrt mit dem Zug hatte Senkel dann noch ein Erlebnis der besonderen Art. Er saß gemeinsam mit seinem Nachbarn, dem Hofmeister Nitz, der ebenfalls auf dem Jahrmarkt gewesen war, in dem Triebwagen der Reichsbahn in Richtung Lauenburg, der allgemein nur „Laura“ genannt wurde, als in Pomeiske ein junger Kerl zustieg und sich ihnen gegenüber auf die Holzbank setzte. Der Förster verzehrte gerade ein Stück Räucheraal, den er sich an einem Stand geleistet hatte, und verfolgte mißvergnügt, wie der Unnosel die Schuhe auszog und die nackten Füße zwischen ihm und Nitz auf die Holzbank legte. Während draußen die liebliche Landschaft bei Neukrug und Mühlchen vorbeiflog, beendete Senkel sein Mahl, putzte sich das Fett von Schnauzbart und Lippen und schnüffelte sodann verdächtig über den ausgestreckten Quanten herum.

„Sie müssen entschuldigen“, sagte der junge Mann verlegen, „aber ich bin junger Schweizer.“ Womit er offensichtlich den Stallgeruch seiner Quanten erklären wollte.

Doch Senkel wollte ihm eine Lektion erteilen und erwiderte so laut, daß es alle hörten:

„So, so, ich dacht' schon, du bist 'n alter Limburger.“

So kamen sie mit Gelächter auf dem Bahnhof Jassener See an, wo noch viele andere „Jahrmarktler“ ausstiegen, und auf dem Heimweg freuten sie sich schon auf das nächste Budenfest in Bütow.

Unrecht Gut gedeihet nicht

Abgedruckt in der Pommerschen Zeitung vom 6.7.1996

Boll stand vor seinem Feld und zog die Stirn in krause Falten. Was ihn schon seit geraumer Zeit unablässig beschäftigte, ihm das schmackhafteste Essen vergällte und ihn nachts schlaflos hin und her wälzen ließ, das setzte ihm auch in diesem Augenblick dermaßen zu, daß er knirschend die Zähne zusammenbiß. Schuld an seinem beklagten Zustand hatte der Gutsbesitzer, oder genauer gesagt dessen Inspektor - oder, noch deutlicher, Boll selbst. Aber dies zuzugeben wäre ihm nicht mal im Traum eingefallen.

Dabei hatte alles ganz harmlos angefangen, wie das nicht selten im Leben ist, wenn uns später große Sorgen plagen. Bolls Acker grenzte an ein Gutsfeld, das Steinkamp genannt wurde, weil es dort besonders viele Steine gab. Der Boden dort war aber trotzdem sehr ertragreich, und dieser Umstand war es auch, der es Boll in den Sinn kommen ließ, die Grenze an dieser Stelle „blot e bitzke“ zu seinen Gunsten zu verändern, zumal der unscheinbare Stein, der den Rain zwischen den Feldern bezeichnete, sowieso schon im hohen Gras nicht mehr zu sehen war. Aus diesem Grund hatte Boll ihn eingegraben und einen besonders üppigen Grasbüschel an seine Stelle gepflanzt.

Zuerst hatte er den Acker nur um eine Pflugbreite verändert, doch waren mit den Jahren drei weitere Pflugbreiten hinzugekommen, und Boll freute sich im wahrsten Sinne des Wortes diebisch, wie gut Getreide oder Kartoffeln gerade auf diesem „Strehmel“ wuchsen. Der Gutsherr, ein schon betagter Mann, hatte von dem frevelhaften Treiben seines Nachbarn nichts bemerkt, und da sein Sohn bei den Blücherhusaren in Stolp diente und sich um den väterlichen Besitz wenig scherte, war Boll sich seiner Sache sicher gewesen.

Nun ist aber der Teufel bekanntlich ein Eichhörnchen, denn der betagte Gutsherr hatte zusätzlich zu seinem gleichfalls nicht mehr jungen Inspektor vor ein paar Monaten einen Eleven eingestellt, der sich auch um Kleinigkeiten kümmerte, und diesem „Luntrus“, wie Boll ihn bezeichnete, war irgendwann auch die „versetzte“ Grenze am Steinkamp aufgefallen.

Boll hatte gleich nichts Gutes geschwant, als er von seinem Wrukenfeld aus den jungen Mann beobachtete, wie der vergebens nach dem Feldstein gesucht hatte, der spurlos im Erdreich untergetaucht war. Zwar tat Boll so, als wäre er besonders eifrig mit den Peden zwischen seinen Wrukenpflanzen beschäftigt, doch ließ er in Wahrheit kein Auge von dem „Luntrus“, der suchend am Feldrand auf und ab ging.

„Ach, kommen Sie doch mal her!“ schallte es da auch schon an sein Ohr, und Boll ließ unwillkürlich die Hacke zu Boden fallen, so sehr erschrak er bei dieser Aufforderung.

Der „Luntrus“ hatte sich breitbeinig aufgebaut und sah Boll streng entgegen, der mürrisch der Aufforderung gefolgt war.

Zu allem Überfluß kam ausgerechnet in diesem Moment der alte Inspektor angeritten und wurde mit kurzen Worten über den verschwundenen Grenzstein informiert.

„Das ist ja interessant“, brummte der und stieg vom Gaul. Er musterte Boll gleichfalls nicht gerade freundlich, der verlegen vor den beiden stand und an seiner Joppe herumfummelte. Auf die Frage, ob ihm nicht auch aufgefallen sei, daß hier kein Grenzstein mehr stehe, stellte sich Boll bewußt dumm, was ihm nicht sonderlich schwerfiel.

„Keine Ahnung nich“, brummelte er und zog die Schultern hoch. „Hab' mich uch deswejen keine Gedanken nich jemacht“, fügte er hinzu, weil die beiden ihn mißtrauisch ansahen.

„Aber ich schon“, erwiderte der Eleve unfreundlich. Er nickte dem Inspektor bedeutsam zu.

„Jeklaut wird ihn doch wohl keiner nich haben...“, versuchte Boll abzulenken.

„Unsinn!“ fuhr ihn der Inspektor an.

„Grenzsteine klaut man nicht, die versetzt man höchstens“, belehrte ihn der naseweise Eleve und piffte zur Bestätigung seiner Worte durch die Zähne.

„Wir werden ihn schon finden“, erklärte der Inspektor darauf. Im Fortgehen setzte er hinzu: „Da haben Sie sich eine böse Suppe eingebrockt, Boll.“

Das Gesicht des Angesprochenen verdüsterte sich bei dieser Bemerkung noch mehr, und er kehrte mit wankenden Knien auf sein Wrukenfeld zurück, während die Gutsbeamten heftig diskutierend davonritten. So und nicht anders hatte das Unheil angefangen, und noch am selben Tage hatte ein halbes Dutzend Scharwerker den verschollenen Grenzstein gefunden und ausgegraben, womit bewiesen war, daß Boll jahrelang zu Unrecht fremden Boden genutzt hatte. Dieser Tage nun war dem Frevler ein „blauer Brief“ ins Haus geflattert, in dem kurz und bündig stand, daß das Rittergut auf den gerichtlichen Weg zwecks Schadensersatz verzichte, wenn Boll sich bereiterkläre, eine „angemessene Sühne“ zu leisten.

Diese „angemessene Sühne“ setzte Boll besonders zu, wußte er doch nichts Rechtes damit anzufangen. Nach einigem Zögern zog er seinen Nachbarn Kowalski ins Vertrauen und beichtete ihm „diese verfluchte Sauerei“, womit er nicht das eigene Fehlverhalten, sondern das des „Spekters“ meinte, der nach seiner Auffassung die Nase in Angelegenheiten gesteckt hatte, die ihn nichts angingen.

Zu Bolls Enttäuschung sagte Kowalski dazu erst mal gar nichts, sondern massierte geraume Zeit seine riesige Gurke, deretwegen Spötter behaupteten, er habe bei der

Nasenverteilung zweimal „hier“ gerufen, ehe er undeutlich etwas murmelte, das sich wie „weit uck nich so recht...“ anhörte. Das war für Boll auch nicht gerade der Weisheit letzter Schluß, und er ärgerte sich, den Nachbarn überhaupt eingeweiht zu haben.

Es vergingen abermals einige nervenzehrende Wochen, ohne daß Näheres bekannt wurde, allerdings hatte Boll beobachtet, wie Gutsarbeiter jene drei Wrukenreihen „schleiften“, die ihm nicht gehörten, was ihm wegen der prächtig gewachsenen Kohlrüben in der Seele weh tat. Obwohl ihn dies schmerzte, hoffte er doch heimlich, daß sich „das Gut“ damit zufrieden geben werde. Damit irrte er sich aber, denn gleich tags darauf erschien Briefträger Ziegert bei ihm und händigte ihm einen neuen „blauen Brief“ aus. Boll enttäuschte den neugierigen Postboten jedoch, indem er den Umschlag nicht in dessen Gegenwart öffnete, sondern damit wartete, bis Ziegert außer Sichtweite war. Dann riß er das Kuvert mit zitternden Fingern auf und las mit bebenden Lippen, daß ihm die Kreisbehörde sage und schreibe wegen des „angerichteten Schadens“ eine Strafe von 150. -RM aufgebrummt hatte, die „für wohlthätige Zwecke“ zu entrichten sei. Damit wäre die Angelegenheit ein für allemal „aus der Welt geschafft“.

„Hundertfuffzig Mark!“ stöhnte Boll und hielt sich an der Wagenrunge fest, weil die Beine unter ihm nachgaben. Es dauerte eine ganze Weile, bis er sich mit ein paar saftigen Flüchen Erleichterung verschaffte und danach abermals zu Kowalski ging. Mit irgend jemandem mußte er über die fatale Geschichte reden, denn geteiltes Leid ist nur halbes Leid. Diesmal brachte Kowalski allerdings klar und deutlich hervor, „dat do nich veel to moke“ sei.

Und eben diese wenig trostreiche Eröffnung war es, die Boll im Augenblick zusetzte, weil auch ihm kein Gegenmittel eingefallen war. Hundertfünfzig Mark! Da konnte einem wahrhaftig übel werden. Aber dann stieg elende Wut wegen soviel Ungerechtigkeit in ihm auf und er faßte den spontanen Entschluß, nach Bütow zu fahren und dort mit dem Landrat persönlich Fraktur zu reden. Vielleicht konnte er die Summe auf fünfzig oder wenigstens hundert Mark senken.

Er weihte Kowalski in den neuen Plan ein und war enttäuscht, als der nur zweifelnd „wiste dat warraftig moke...?“ stotterte. Boll beharrte bei seinem verwegenen Plan und wischte weitere Bedenken des anderen mit einer heftigen Handbewegung beiseite. Ihm setzte immer noch Zorn über vermeintliches Unrecht zu.

Der Rest ist schnell berichtet.

Gemeinsam mit dem treuen Kowalski reiste Boll tags darauf wirklich in die Kreisstadt, wo sich ersterer allerdings vor dem Landratsamt von ihm trennte. Wollte er doch nicht Zeuge eines Dramas werden, wenn Boll seine in der Bahn ausgesprochenen Drohungen wahr machte. Während Boll ohne ein weiteres Wort in dem großen Gebäude verschwand, wartete Kowalski ungeduldig auf splitternde Fensterscheiben und herausgeworfene Aktenordner und wirkte ein bißchen enttäuscht, als nichts passierte. Es dau-

erte ungefähr eine Viertelstunde, dann tauchte Boll wieder auf und steuerte sichtlich kleinlaut auf seinen Nachbarn zu, der ihm erwartungsvoll entgegensah.

„Häst et emm jewe?“ erkundigte er sich schließlich, weil Boll nichts sagte.

Der schnaufte ein paarmal geräuschvoll, ehe er mit geballter Faust zum Landratsamt hinüber drohte:

„Do misd dat Jewitter inschlone!“

Nach diesem Ausbruch eilte er mit so ausgreifenden Schritten davon, daß Kowalski ihm nur mit Mühe folgen konnte. Boll gab auch dann keine nähere Erklärung ab, als sie in der Bahnhofsgaststätte schon „einen gekümmelt“ hatten, obwohl Kowalski ihn bedrängte, doch „endlich auszupacken“. Und da er auch später wie ein Grab schwieg, wird es immer ein Geheimnis bleiben, was sich damals im Bütower Landratsamt abgespielt hat. Die 150. -RM „für wohlthätige Zwecke“ mußte Boll wohl oder übel berappen, das zumindest steht fest.

Zwei reuige Sünder

Abgedruckt in der Pommerschen Zeitung vom 9.1.1993

Krawuttkes Paul und Rehbocks Walter waren dicke Freunde, und das schon seit vielen Jahren. Sie waren unzertrennlich, denn wo der eine aufkreuzte, da konnte der andere nicht weit sein. „Dei sünd 'n Kopp un 'n Orsch“, pflegten die Leute zu sagen. Beide waren Bauern und wohnten ein paar Kilometer von Jassen entfernt nahe der Grenze zur Kaschubei auf einem Abbau, der ein gemeinsames Wohnhaus mit zwei Eingängen und getrennte Wirtschaftsgebäude hatte.

War Krawuttke in diesem Abbau geboren und aufgewachsen und hatte Haus und Hof von seinen Eltern geerbt, wie das bei allen Bauern der Fall war, so stammte Rehbock aus dem fernen Niedersachsen, wo alle Rehböcke in der Gegend von Gifhorn beheimatet sind. Er hatte bei den Blücherhusaren in Stolp gedient und auf einem Manöverball in Jassen seine bildhübsche Elfriede kennengelernt, die außer ihrer Anmut und Schönheit auch noch einen Bauernhof besaß, für den sie dringend eine Mannsperson benötigte. Wer will es Rehbock verargen, daß er da - zu Hause ohnehin als Drittgeborener als Hoferbe hoffnungslos im Rennen - mit beiden Händen zugegriffen hatte.

Die abgeschlagenen Freier in der Umgebung nahmen das übel und mieden eine Zeitlang den Neubauern Rehbock, doch das spürte der nicht sonderlich, weil er ja seinen Busenfreund Krawuttke hatte. Mit der Zeit vernarbten aber alle Minnewunden, und Bauer Rehbock wurde einer der ihren. Überhaupt verstand er

von Landwirtschaft eine ganze Menge, und als er noch daranging, die vom Grafen gezüchtete Kartoffelsorte „Alma“ mit Erfolg anzubauen, da stieg er in aller Augen zu beachtlicher Größe auf.

Leider gab es gerade mit dieser Kartoffelsorte einigen Ärger, weil nämlich die Wildschweine an diesen gelbfleischigen Erdäpfeln Freude gefunden hatten und immer wieder nächtens in die Felder einfielen. Krawuttke, der auch in diesem Fall seinem Freund gefolgt war und die gute „Alma“ angebaut hatte, die übrigens den Namen seiner ihm Angetrauten führte, Krawuttke also „erfand“ ein probates Mittel gegen die schwarze Brut aus den nahen Wäldern, indem er nämlich eine brennende Stallaterne mitten auf das Feld stellte, was die Schwarzkittel gründlich vergrämte. Rehbock folgte spontan dem Beispiel seines Busenfreunds, und so gingen beide Nachbarn abends bei Dämmerungsbeginn einträchtig nach ihren Kartoffelfeldern, dort ihre Laternen abzustellen und den Wildschweinen derart den Appetit zu vergällen.

Dann hatte sich Rehbock den Fuß verknackst und mußte seine schnuckelige Frau mit der Laterne aufs Feld schicken, was Krawuttke nicht unrecht war, wie er gleich beim ersten gemeinsamen Gang durchblicken ließ. Zu seiner Alma ist zu sagen, daß sie außer ihrem schönen Namen nicht viel anzubieten hatte, was besonders daran deutlich wurde, daß die Leute beim Anblick des Ehepaars sich jedesmal zuraunten: „Wo hätt hei blot sien Ogen hat...?“

Und Rehbocks Walter war auch nicht mehr das, was er als schneidiger Husarenunteroffizier gewesen war. Längst war bei ihm der graue Alltag mit reichlich Feldarbeit eingekehrt, der ihn abends todmüde ins Bett fallen und sofort einschlafen ließ, was von Elfriede so nicht gesagt werden kann. Die lag nicht gerade selten noch lange wach unter dem Federberg und träumte von minniglichen Stunden, wobei sie nicht allein ihren Walter im Sinn hatte.

Walters Fuß wollte und wollte nicht gut werden, deshalb ging Elfriede auch weiterhin mit Paul nach den nahebeieinander liegenden Kartoffelfeldern, dort die Laterne aufzustellen. Allmählich wunderte es Rehbock allerdings, daß sein Weib unnötig lange ausblieb, und so machte er sich eines Abends humpelnd auf, um auf dem Feld „nach dem Rechten“ zu gucken. Bei seiner Ankunft dort blakten zwar beide Laternen still vor sich hin, aber von Paul und Elfriede war keine Spur zu entdecken. Das wunderte Rehbock zwar gewaltig, trotzdem er war schon im Begriff den Rückweg anzutreten, als er es ganz nahe im hohen Kartoffelkraut rascheln hörte.

„Is do wer?“ fragte er und machte mißtrauisch einen Schritt vorwärts. „So dat jeniegt mi!“ setzte er mit dem nächsten Atemzug grimmig hinzu, denn die hohen Stempel teilten sich und hervor kamen aus der Dunkelheit heraus sein treues Eheweib Elfriede und sein bester Freund Paul. Die Situation schien eindeutig zu sein, denn zwei verschiedengeschlechtliche Menschen nachts im Kartoffelkraut - das ging nicht mit rechten Dingen zu; jedenfalls nicht für Rehbocks Walter, und für jeden anderen Mann vermut-

lich auch nicht. Aber Frieda gab sich so rasch nicht geschlagen und entgegnete kühn: „Wie hebbe ma blot Mettkes seikt, wat du ma immer glick dinke deist.“ Sie schüttelte mit gut gespielter Empörung den hübschen Kopf.

„Ach so is dat...“ Rehbock sah verlegen von einem zum anderen, denn es war allgemein bekannt, daß Krawuttke ein leidenschaftliche Aalangler war. Und Tauwürmer als Köder fand man nur im Dunkeln, das war auch bekannt. Wer weiß...?

Die drei gingen schweigend den Weg zum Abbau zurück, jeder mit den widerstreitendsten Gedanken im Kopf. Um „de Jeschicht“ endgültig ins reine zu bringen, lud Krawuttke seinen Busenfreund ein paar Tage danach in „Wilkes Gastwirtschaft“ in Jassen zum Umtrunk ein, was der nicht ausschlug. Und dort halfen sich die beiden so gewaltig einen ein, daß sie nur noch mit Mühe den Weg nach Hause fanden. Die alte Freundschaft war neu besiegelt worden.

Krawuttkes Alma hörte die beiden denn auch schon von weitem krakeelen und grölen und empfing sie mit bösen Worten gleich am Hoftor. Nichts brachte sie mehr in Rage, als wenn ihr Paul einen über den Durst trank. Das war Sünde, und Sünden haßte sie, das machte sie beiden an Ort und Stelle lautstark klar, die unter ihren durchdringenden Blicken am liebsten im Boden versunken wären. Weil das nicht möglich war, kam Krawuttke ein anderer Gedanke, wie er seine fromme Alma besänftigen könnte. Er kniete nieder, zog seinen Freund Walter am Ärmel herunter und begann lautstark den Choral „Ich bete an die Macht der Liebe“ zu singen, in den Rehbock ebenso lautstark einfiel. Beide merkten bei ihrem Gesang überhaupt nicht, daß sie im Umkreis des Misthaufens in der Sickerjauche knieten. Alma sah das wohl, wollte die reuigen Sünder aber jetzt nicht stören. Ihrem Paul würde sie die dreckige Hose gleich im Hausflur ausziehen, um Schlimmeres zu verhüten, und Elfriede, die sich wunder was darauf einbildete, daß ihr Walter mal Unteroffizier gewesen war, gönnte sie es von Herzen, wenn sie sich beim Anblick ihres ehemaligen Husarenuffz. gründlich „verjagte“.

Ob Krawuttkes Paul mit Rehbocks Frieda nächtens noch mal „Mettkes sammeln“ gegangen ist, ist nicht überliefert.

Weihnachten im Luisenhof

Abgedruckt in der Pommerschen Zeitung vom 21. Dezember 1996

Schon in der Frühe des Heiligabends durchwehten verführerische Düfte das ganze Haus, setzten seine Bewohner in eine erwartungsfrohe Stimmung und gaben Kunde davon, daß das schönste Fest des Jahres gekommen war. Paul Ruhnow, der

Hausherr, hatte dafür gesorgt, daß nicht nur die Menschen im Luisenhof über die Feiertage einmal so richtig schwelgen konnten, sondern daß auch in den Ställen das Vieh ein besonders gutes und reichhaltiges Futter bekam. Er war davon überzeugt, daß auch Tiere wissen, wann Feiertag ist.

Am Nachmittag ging er zum Pietschker Berg hinauf, jener Anhöhe, die mit 181 Metern zu den höchsten Erhebungen im Kreis Stolp gehört und die von den genau auf der anderen Hügelseite wohnenden Jerskewitzern „Pigitsch“ genannt wurde, um aus dem Gutswald einen Weihnachtsbaum zu holen. Das hatten schon alle Generationen vor ihm so gemacht, und so würden es auch alle nach ihm tun. Es gab dort oben junge Fichten in Fülle, die zudem irgendwann doch ausgeholt werden mußten, um nur wenigen Stämmen den Wuchs zu voller Größe zu ermöglichen.

Es begann schon zu dämmern, als er durch tiefen Schnee gegen den Eiswind ankämpfte, der aus Richtung Osten den steilen Hang herunter wehte und ihm gehörig in die Backen kniff. Auf der Anhöhe begann der Wald, in dem es immer „einen Rock wärmer“ war, wie die Leute zu sagen pflegten. Ringsum herrschte nahezu Totenstille, die nur vom Wispern einiger Goldhähnchen in den hohen Kiefern unterbrochen wurde. Ein Hase fuhr jäh aus seiner Sasse und zog eine Schneewolke hinter sich her, den Bauern erschreckend, der sich unvermittelt bewußt wurde, auf unrechtem Weg zu gehen.

Paul beruhigte sich aber bei dem Gedanken, daß der alte Gutsförster Senkel, der in Zeromin wohnte, um diese Zeit am Heiligabend bestimmt nicht mehr im Wald anzutreffen war. Und bis nach den Feiertagen würde der Ostwind längst alle Spuren im Schnee zugestiebt haben. So bewegte er sich zielstrebig auf einen Fichtenwald zu, der zwar wahre Schneelasten auf den Zweigen trug, unter denen er aber aus Erfahrung junge Bäume wußte, die einen guten Weihnachtsbaum abgaben.

Wer die Wahl hat, der hat die Qual, und so war es auch in diesem Fall. Paul bewegte sich gebückt unter dem Schneebehang hin und her, nach einem geeigneten Bäumchen ausspähend, ab und zu von einzelnen Stämmchen die Schneelast abschüttelnd, um sie besser abschätzen zu können. Endlich hatte er eine Fichte gefunden, die gleichmäßig gewachsen war und ihm zusagte. Er hieb sie mit dem Beil knapp über dem Boden ab, legte sie über die Schulter und kehrte, in die eigenen Fußtapfen tretend, hangabwärts zum Luisenhof zurück, während über den weiten Krischanwiesen vor dem Hochmoor bereits das letzte Tageslicht verblaßte und aus Richtung Groß Nossin die Christnacht heraufzog.

Paul stellte die Fichte im Hausflur ab und sagte seiner Tante Bescheid, die ihm seit dem Tod der Eltern den Haushalt führte und die er gemeinsam mit den beiden Mägden in der Küche hantieren hörte. Das Schmücken des Weihnachtsbaums war Sache der Frauen, da hatte sich kein Mann drum zu kümmern. Die Jungmagd Käthe verschwand gleich darauf mit dem Bäumchen in der guten Stube, die nur an besonderen Tagen im Jahr betreten wurde, und als die Altmagd Mathilde ihr wenig später folgte, begab sich

Paul, nachdem er Stiefel und Joppe ausgezogen hatte, in die Wohnstube, wo er sich am riesigen Kachelofen erst mal richtig aufwärmte.

Er war nahe daran, am Ofen ins Land der Träume zu wechseln, deshalb stand er auf und trat ans Fenster, wo er ein Loch in die Eisblumen pustete, die alle Scheiben bedeckten. Endlich hatte er freie Sicht und konnte die unzähligen Sterne am samtfarbenen Nachthimmel betrachten, unter denen ihm ein besonders heller auffiel, der ihn unwillkürlich an den Stern von Bethlehem erinnerte, der dort zur Geburt Christi gestrahlt hatte.

Plötzlich fielen ihm die Geschenke ein, die er in seiner Schlafkammer im Obergeschoß des Hauses versteckt hatte, damit die neugierigen Mägde sie nicht aufstöberten, die ihre Nasen in alles steckten. Während die Mägde ihre kleinen Gaben selbst fertigten, was Tante Berta und die Knechte auch so machten, war Paul mit dem Zug nach Bütow gefahren und hatte in der kleinen Stadt das eingekauft, was er für seine Mitbewohner zum Fest benötigte. Er holte die hübsch eingewickelten Geschenke herunter und legte sie auf den Gabentisch, wo die Mägde ihre emsige Tätigkeit kurz unterbrachen und neugierig herüber blickten. Ohne ein Wort verließ Paul die gute Stube wieder und zog sich erneut in die Wohnstube zurück. Er liebte die Schummerstunde und ließ sich in dem dunklen Raum abermals auf der Ofenbank nieder.

Nicht lange danach rief Tante Berta mit hellem Klingeln die Hausgemeinschaft in die Küche, wo der Abendbrotisch schon gedeckt war. Sie betrachtete die Ankömmlinge mit kritischen Blicken, ob auch alle festlich angezogen waren, und schien zufrieden zu sein. Dann schritt sie voran in die gute Stube, wo der Christbaum schon im Lichterglanz erstrahlte und die Eintretenden jäh mit Feiertagsstimmung erfüllte. Sogar Willi, dem Großknecht, der an vielem, was in der Bibel stand, etwas auszusetzen hatte, war in diesen Augenblicken feierlich zumute. Dem Kleinknecht Erich dagegen, erst vor einem halben Jahr ins Haus gekommen, standen vor Rührung Tränen in den Augen. Er war von anderer Natur.

Als sich alle im Halbkreis vor dem Lichterbaum versammelt hatten, befahl Tante Berta kurz: „Das Gedicht“, worauf die Jungmagd Käthe, der diese Aufgabe zufiel, folgsam vortrat und hastig jenen Vers aufsagte, der ihr morgens beim Abreißen des Kalenderblatts aufgefallen war:

„Von hohen Himmelsfernen
auf einem blauen Band,
im Glanz von tausend Sternen
kam stilles Glück ins Land
und hat im Dunkeln ein Lichtlein angesteckt,
hat Sorgen Gram und Schmerzen leise zugedeckt.“

„Gut gemacht“, lobte Tante Berta und gab damit den Weg an den Gabentisch frei. Da gab es ein lustiges Plappern und Kichern, als die Geschenke ausgepackt wurden, an dem sich Paul neugierig beteiligte, und auch Tante Berta hatte etwas von ihrer Würde eingebüßt, als sie ungeduldig das Geschenkpapier aufriß. Es waren keine großen Gaben, die zum Vorschein kamen, meist Dinge, die zum täglichen Bedarf notwendig waren, und trotzdem gab es in diesen spannenden Minuten nur strahlende Gesichter. Um glücklich zu sein, bedarf es wenig.

Nach der Bescherung versammelten sie sich in der Küche, wo es nach alter Luisenhofer Tradition „warme Würstchen“ und Kartoffelsalat gab, der nicht nur Tante Bertas Spezialität, sondern dessen Zusammensetzung auch ihr streng gehütetes Geheimnis war. Es war schon erstaunlich, was insbesondere die beiden Knechte bei diesem guten Essen in sich hineinstopften. Zum einen gab es so was Köstliches ja nur einmal im ganzen Jahr, und dann arbeiteten beide täglich hart, da bildete nicht mal der Winter eine Ausnahme, weil es auf einem Bauernhof niemals an Tätigkeiten mangelt.

Nachdem später auch das Vieh versorgt worden war - Paul hatte sich davon überzeugt, daß die Tiere wirklich Festtagsfutter bekamen - versammelte sich die Gemeinschaft noch einmal in der Küche, wo Tante Berta zu den vielen selbstgebackenen Plätzchen, die geknabbert wurden, eigenhändig Glühwein ausschenkte, der ihr mindestens genauso gut gelungen war, wie vorher der allgemein gelobte Kartoffelsalat. Nachdem sie noch nach pommerscher Art den Weihnachtsbaum in der guten Stube „besungen“ hatten, verschwanden sie in die Betten, denn am nächsten Morgen ging es in aller Herrgottsfrühe in die Kirche. Der neue Pastor in Groß Nossin hatten nämlich den Christgottesdienst schon auf sechs Uhr morgens festgesetzt. Zwar gehörte der Luisenhof pfarreimäßig nach Schwarz Damerkow, aber der Weg dorthin war Paul zu kahl und zu windig. Der Weg nach Groß Nossin dagegen führte durch Kiefernwald, wo der Ostwind nicht so scharf wehte.

Es war noch stockdunkel, als Willi mit dem Kutschschlitten vorgefahren kam. Erich und die Mägde hatten, während der Großknecht die Pferde gefüttert, gestriegelt und aufgeschirrt hatte, schon das andere Vieh versorgt und auch die Kühe gemolken, ehe in aller Eile ein kleines Frühstück eingenommen wurde. Ohne Essen ließ Tante Berta keinen aus dem Haus. Ihr selbst war das deutlich anzusehen, daß sie sich ebenfalls nach dieser strengen Regel richtete. Böse Zungen behaupteten deshalb, sie benötige zwei Stühle, um bequem sitzen zu können.

Dick eingemummelt verließen sie das warme Haus, in dem nur der Hofhund Murri als einsamer Wächter zurückblieb, und kuschelten sich in der strohgeflochtenen Schlittenmulde eng aneinander, um sich gegenseitig zu wärmen. Der Ostwind strich schon wieder vom Pietschker Berg herunter. Dann ging es in flottem Trab vom Hof, hinten auf dem Kutscherbock Willi, beide Beine in einem Häckselsack, den ein vorgeheizter

Backstein von innen heraus wärmte. So konnte ihm der Frost nichts anhaben, zumal er einen dicken Schafspelz anhatte und Kopf und Ohren eine Schaffellmütze schützte.

Bis nach Bresinke, dem idyllischen kleinen Dorf am Waldesrand, ging es am Moor vorüber, dessen Heidekraut und Krüppelbirken vollständig unter der Schneedecke verschwunden waren. Die Bresinker Bauern waren schon vor ihnen abgefahren, denn der Weg nach Groß Nossin wies frische Schlittenspuren auf. Sie waren froh, als der Wald sie aufgenommen hatte, denn der Eiswind hatte ihnen ganz schön zugesetzt.

Die stampfenden Gäule wurden von ihrem Atem wie von einer Dampfwolke umweht, und ihre geblähten Nüstern waren schon nach einer kurzen Wegstrecke grau bereift. Es war immer noch stockdunkel, und die flimmernden Sterne schienen direkt feindlich auf sie herabzusehen. Die Kälte stand auch hier bei den Gitzingwiesen wie eine unsichtbare Mauer. Die alten Bäume beugten sich unter den Schneelasten, zu linker Hand schimmerte zwischen den Stämmen die weite Waldwiese als unberührte weiße Fläche herüber. Hinter dem Schwop, einem Wasserlauf, der zur Zeit der Schneeschmelze zu einem reißenden Fluß anschwellen und in seinem steilen Bett aus Richtung Wussowske dann gefährlich werden konnte, wechselten Stangenholz und Schonungen einander ab, und erst ab der Hegemeisterecke bei den Schottower Wiesen begleitete wieder hohes Gehölz den Kirchweg.

Willi machte sich ein paarmal den Spaß, an tief herabhängende Zweige heranzufahren, so daß sich deren weiße Pracht über die aufkreischenden Mägde entlud, die links in der Schlittenmulde hockten. Erst als sich Tante Berta „diesen Blödsinn“ energisch verbat, nachdem auch sie eine Schneedusche ins Gesicht abgekriegt hatte, ließ Willi die dampfenden Pferde wieder brav dem Weg folgen. Ganz dicht vor dem Kirchdorf, wo sich der Schottowbach mit dem Stregraben trifft, erreichten sie die von Kleschinz kommende Chaussee, und schon flitzten linker Hand, nur als dunkle Schemen erkennbar, die Gebäude des Ritterguts mit dem alten Schloß im Park vorbei. Vor der Kirche, die mitten im Dorf steht, wartete schon eine ganze Anzahl anderer Pferdeschlitten, und vor dem Eingang des Gotteshauses drängten sich die Menschen.

Willi ließ seine kostbare Fracht absteigen und fuhr das Gespann an einen überwindigen Ort, wo er die Pferde abhalferte, ihnen Heu vorlegte und sie mit warmen Decken zudeckte. Erst danach begab auch er sich ins Gotteshaus, hielt sich aber so weit im Hintergrund, daß der Pastor ihn gar nicht zu Gesicht bekam. Dann wurde ihm aber doch ganz warm ums Herz, als der Gottesdienst anfang.

Paul und die anderen hatten einen Platz mitten im Kirchenschiff gefunden, das mit reichlich Tannengrün ausgeschmückt war und an dessen Altar ein mächtiger

Tannenbaum in herrlichem Lichterglanz erstrahlte. Die Kirche war bis zum letzten Platz gefüllt, denn es war für die hiesigen Menschen undenkbar, Weihnachten nicht zum Gottesdienst zu gehen.

Der Pastor wartete, bis die Gemeinde das Eingangsglied „Es ist ein Ros' entsprungen“ beendet hatte, ehe er sich auf die Kanzel begab und kurze Zeit, sich innerlich sammelnd, auf seine Schäflein hinunter sah. Obgleich im allgemeinen kein besonderer Redner, traf er heute doch mit der Botschaft des Engels aus dem Lukasevangelium die Stimmungslage der dichtgedrängt dasitzenden Gläubigen, denn alle lauschten ergriffen seinen Worten. „Ehre ist Gott in der Höhe und auf Erden Friede unter Menschen eines guten Willens.“ Um diesen Satz bewegte sich die Predigt.

Der Gottesdienst klang nach dem Vaterunser mit dem schönen Weihnachtslied „Stille Nacht, heilige Nacht“ aus. Paul verließ das Gotteshaus mit einer wehevollen Stimmung die ihn erst draußen verließ, wo sich alle Kirchgänger „Frohe Weihnachten“ zuriefen. Alle hatten es eilig, zu den Gespannen zu kommen, weil die Kälte immer noch grimmig in der Luft stand.

Gemeinsam mit zwei Schlitten aus Bresinke ging es dann wieder in die Wälder am Stregrabental hinein, wo es ganz allmählich hell zu werden anfang. Als sie bei Bresinke aus dem Wald herauskamen, verfolgten alle gespannt das Wechselspiel der Farben, das die aufgehende Sonne an den Osthimmel malte. Von sattem Violett über dunkelrot änderte sich der Horizont bis zu purem Gold, als sich der feurige Sonnenball aus seinem Schneelager erhob und die weite Feldmark mit einem rötlichen Schimmer überzog.

Auf der Weiterfahrt bemerkte bei den Moorwiesen mehrere Rehe, die dort mühselig nach Nahrung scharren, und er beschloß bei diesem Anblick spontan, noch am Vormittag einen der Knechte mit einem Schlitten voll Heu nach hier zu schicken, damit auch das Wild merkte, daß Weihnachten sei.

Im Luisenhof angekommen, brachten die Knechte zuerst die Pferde in den Stall und versorgten sie, ehe auch sie ins Haus eilten und sich wie die anderen am Kachelofen aufwärmten, den die Altmagd vor der Abfahrt vorsorglich eingheizt hatte. Dann ließ Tante Berta das Zweitfrühstück zur Feier des Tages in der Wohnstube auftragen, und jetzt bog sich die Tischplatte buchstäblich unter all den Herrlichkeiten aus Speisekammer und Keller. Da fehlten Schinken und Mettwurst ebensowenig wie Blut- und Leberwürste vom letzten Schlachten, nicht zu vergessen die pikante Spickbrust, die in Pommern auf keinem Weihnachtstisch fehlen durfte. Auch jetzt verschwanden wieder beachtliche Mengen der guten Sachen in den hungrigen Mägen.

Nach dem Essen bereiteten die Frauen in der Küche die traditionelle pommersche Weihnachtsgans zu, während sich die Männer bei einem Klaren (nur zur Verdauung, versteht sich) über alles mögliche unterhielten. Dann erinnerte sich Paul an die hungrigen Rehe auf den Moorwiesen, und er ließ einen Schlitten mit Heu beladen und die Pferde anspannen. In einem plötzlichen Entschluß machte er sich selbst auf den Weg,

begleitet von dem Hofhund Murri, der ihn mit lustigen Sprüngen begleitete. Nach dieser guten Tat war ihm auf dem Rückweg erst richtig weihnachtlich zumute, und er summte ganz leise „Oh du fröhliche, oh du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit“ vor sich hin.

Das Fußballspiel

Abgedruckt in der Pommerschen Zeitung vom 28.11.1987

Welcher Pommer aus dem „Blauen Ländchen“ erinnert sich nicht an die Namen Klewin, Husermann, Habermann oder Marczinsky, wenn von Fußball die Rede ist? Sie alle - und noch viele andere - kamen aus Stolp, das damals hinsichtlich Fußball (wohl auch schon wegen seiner größeren Einwohnerzahl) in Hinterpommern eine wichtige Rolle spielte.

Die Idee, auch in Lupowske eine Fußballelf aufzustellen, brachte Bachers Reinhard aus Bütow mit, wo er die Aufbauschule besuchte. Mein Bruder Herbert, mit Reinhard eng befreundet, tat das übrige in Bresinke, und so sah man in dieser Zeit die heranwachsende Jugend in beiden Dörfern eifrig Fußball spielen - oder doch das, was man darunter verstand. Einen richtigen Ball hatte nämlich weder in Lupowske noch in Bresinke jemand, deshalb behalf man sich, so gut es eben ging, mit den Oberteilen abgeschnittener langer Strümpfe, deren untere Teile schon dermaßen löcherig waren, daß sie für eine Reparatur nicht mehr in Frage kamen. In diese Oberweiten wurden Lumpen gepreßt, bis sie rundliche Form annahmen, und sodann beide Enden mit Bindfaden abgebunden. Fertig war der Ball ...

Diese Provisorien kullerten zwar nicht so weit wie richtige Bälle, hatten dafür aber den Vorteil, auch nicht so hart zu sein, und das war ungeheuer wichtig, weil in beiden Dörfern Fußball barfuß gespielt wurde. Die Schuhe mußten sowieso geschont werden und Fußballschuhe kannte man nur vom Hörensagen.

Während sich in Lupowske, wie erwartet, Bachers Reinhard sowohl zum Vereinsvorsitzenden als auch zum Mannschaftskapitän aufgeschwungen hatte, war es in Bresinke anders. Hier nahm nicht mein Bruder das Heft in die Hand, sondern Brauns Walter und Rosins Willi, die Ältesten unter den jungen Männern. Mein Bruder Herbert kickte zwar auch mit, ebenso wie mein Bruder Gerhard, aber er hatte in dem Miniverein keine herausgehobene Stellung. Vorsitzender wurde nach einer hitzigen Kampfabstimmung auf Brauns Heuboden Rosins Willi, der jedem, der ihn nicht wählen würde, eine gehörige Tracht Prügel angedroht hatte. Daß die Wahl einstimmig zu seinen Gunsten ausging, stand von vornherein außer jeder Frage, galt Willi doch unter allen als der Stärkste. Er bestimmte Kraft seines Amtes seinen

Busenfreund Walter zum Mannschaftskapitän. Das gab zwar böses Blut, wie sich jeder denken kann, und besonders Begerows Ella giftete sich, damals mit meinem Bruder Herbert liiert, daß dieser bei der Wahl auf der Strecke geblieben war.

Dafür rächten die beiden sich dann auf ihre eigene Art und Weise. Herbert war nämlich nicht nur Redakteur, sondern auch Herausgeber des weit über die Grenzen unseres Minidorfes bekannt gewordenen „Bresinker Boten“, jener berühmten Zeitung, die allwöchentlich einmal erschien, und zwar in einem knappen Dutzend Exemplaren, die ein DIN-A4-Blatt umfaßten. Eine größere Auflage war nicht möglich - wohl auch kaum absetzbar -, weil jedes Exemplar einzeln von Hand gedruckt werden mußte. Nur der Titel „Bresinker Bote“ prangte in riesigen Druckbuchstaben aus einem Druckkasten.

Herbert konnte das Arbeitspensum natürlich nicht allein schaffen, wie jeder nachfühlen kann, doch er hatte in seinen Brüdern Gerhard und Heinz wackere Gehilfen, ganz zu schweigen von Begerows Mädchen Ella, Ruth und Christel, die sich, ging es um den „Bresinker Boten“, geradezu aufopferten und sich regelrecht die Finger wundschrrieben. Es versteht sich von selbst, daß Walter und Willi keine gute Presse hatten. Besonders fuchsten die beiden jene gelungenen Karikaturen, die mein Bruder Gerhard mit einigem Sachverstand zu fertigen verstand und die regelmäßig den „Bresinker Boten“ schmückten. Als er einmal Rosins Willi halbwegs brauchbar als Ritter mit Helm und Lanze karikiert hatte, unter deutlicher Anspielung auf dessen Hühneraugen („Es lähmt des Helden Löwenmut, wenn Hühneraugen Schmerzensglut. So wurden Ritter einst geschunden, heut' hat man Lebewohl erfunden.“), da war es mit dessen Toleranz vorbei. Er stellte Redakteur und Karikaturisten barsch zur Rede und erklärte kurz und knapp: „Wenn ji dat nich lote seiner deit, brek ick juch de Knochen kaputt. Verlot't juch drup.“

Das war klar und deutlich gesagt und wurde auch so verstanden, denn von Stund an kamen Brauns Walter und Rosins Willi im „Boten“ etwas besser weg (An dieser Stelle mag manch Politiker vor Neid erblassen, doch ich frage: Wo bleibt da die Pressefreiheit).

Ein halbes Jahr mochte vergangen sein und in beiden Dörfern unterdessen mancher selbstgefertigte „Fußball“ zu Gramus zertreten, wie man dort sagte, als Bachers Reinhard aufgeregt von einem Fußballspiel nach Hause kam, dem er in Stolp in der Hindenburg-Kampfbahn zugesehen hatte. Das Treffen zwischen „Viktoria Stolp“ und „Pfeil Lauenburg“ war nur knapp zugunsten der Stolper ausgegangen und ungewöhnlich spannend gewesen. Reinhard redete sogar von dramatisch, was vielleicht damit zu tun hatte, daß er knapp vor dem Abitur stand. Auf alle Fälle beharrte er darauf, endlich auch zwischen Lupowske und Bresinke ein Freundschaftsspiel zu veranstalten. Da er Brauns Walter mit seinem Bericht begeisterte, stimmte der augenblicklich zu, von Rosins Wilis beifälligem Nicken unterstützt.

Beiden fiel erst ein, als Reinhard auf seinem Drahtesel längst davongestrampt war, daß sie gar nicht in der Lage waren, aus Bresinker Jungmannen eine Elf zusammenzu-

bringen. Da war guter Rat teuer, denn jeder Spieler sollte wenigstens achtzehn Jahre alt sein. Walter machte mit zerfurchter Stirn einen Rundgang um die beiden Teiche in Unterbresinke und ließ dabei alle jungen Männer des Dörfchens vor seinem geistigen Auge repassieren.

Willi und er, machte zwei, sein Bruder Erich (Mostrich genannt) und Lemkes Siegfried (Sichel) waren vier, Sonnenburgs Herbert und Gerhard sechs, wenn er den plattfüßigen Genzen Emil noch dazuzählte, ergab das sieben - aber dann war der Bart auch schon endgültig ab. Doch dann hellte sich sein bedrücktes Gesicht schlagartig auf, weil ihm der rettende Gedanke gekommen war: Nach oben war nämlich altersmäßig von Reinhard keine Grenze gesetzt worden!

So kam es, daß Pethkes Albert, Heinrichs Hermann und Schröders Willem auch noch unter die Kicker gehen mußten, doch trotz dieser reifen Familienväter war immer noch keine Elf beisammen. Es war zum Mäusemelken, fehlte doch immer noch ein Mann.

Nach seinem Rundgang gesellte sich Walter wieder zu Willi, und beide kamen bei ihren Spekulationen auf wahrhaft verwegene Ideen. So traten sie in den nächsten Tagen an Fenskes Willem heran, der auf dem Abbau Eichenau wohnte und die Vierzig lange überschritten hatte. Sie blitzten bei ihm aber ab, weil Willem ein offenes Bein hatte und schon deshalb zum Fußballer nicht taugte. Nicht anders erging es ihnen bei Dobersalskes Willem und Potratzen Teder aus Eichenau, die auch noch boshaft darauf verwiesen, daß die Försterei ja gar nicht zu Bresinke gehörte, womit sie im Recht waren. „Vör son'n Krom sind wi all to old“, brummelte Dobersalske am Ende versöhnlich. Er wollte es sich mit den beiden nicht ganz verderben.

Es war wirklich eine Situation, um die Walter und sein Freund nicht zu beneiden waren. Zu allem Überfluß verstauchte sich eine Woche später Genzen Emil auch noch den Fuß, womit die Situation vollkommen aussichtslos wurde. Dabei sollte das Spiel schon am kommenden Sonntag stattfinden. Bachers Reinhard hatte eine Frist von zwei Wochen gesetzt, und keinen Tag länger. „Sonst wird nie was daraus“, hatte er hinzugefügt und sich dabei des Hochdeutschen bedient, das er als Pennäler bevorzugte. Platt hatte er sich als unfein abgewöhnt.

Am Ende hat es Walter aber trotzdem geschafft, eine vollzählige Mannschaft aufzubieten. Zwar war der beinahe 60jährige olle Pethke, Alberts Vater, alles andere als ein idealer Verteidiger - aber was war zu machen? Übrigens hatte Rosins Willi dem alten Mann in „Borks Krug“ gehörig einen eingeholfen und ihm dabei das Versprechen abgenommen, beim Fußballspiel gegen Lupowske dabei zu sein. Und als Ehrenmann mochte Pethke von dieser Schnapsidee nicht abrücken. Schließlich ist man mit 58 Jahren aus dem Fußballalter schon raus. Den elften Mann holte sich Walter aus dem benachbarten Wussowske, was zwar ebenfalls nicht legitim aber

sozusagen seine letzte Rettung war. Es war nicht anzunehmen, daß die Lupowsker etwas merkten. Es handelte sich um Marotzen Muffel, der altersmäßig auch schon bessere Zeiten erlebt hatte. Ihn setzte der Mannschaftskapitän gleichfalls als Verteidiger ein, weil er da nicht soviel zu laufen hatte.

Der große Tag war ein Sonntag im September, an dem die Sonne von einem makellos blauen Himmel herunterlachte. Austragungsort war die tischebene Jerskwitzer Brache nahe Bresinke, weil Lehrer Kirchoff sich geweigert hatte, „für solch blanken Unsinn“ den Schulsportplatz zur Verfügung zu stellen. Zuerst hatte er sich auch geweigert, den schuleigenen Lederball herauszurücken, das einzige Exemplar dieser Art weit und breit, aber Bachers Reinhard hatte ihn schließlich doch weich gekriegt, obgleich Kirchoff nichts von Fußball hielt.

Als Schiedsrichter hatte sich der olle Schrock aus Lupowske zur Verfügung gestellt, dem einige Freibier Zustimmung entlockt hatten. „Sei bruke blot af und tau mol piepe“, hatte Rosins Willi aufkeimende Bedenken des alten Mannes beiseitegewischt.

Die Lupowsker Mannschaft setzte sich zusammen aus Bachers Reinhard und seinem Bruder Eugen, den Gebrüdern Max, Willi und Herbert Bork, Erich und Herbert Ziegert (Kusins, nicht Brüder), Polzins Fritz, Selkes Max und Schröders Eschke. Den noch fehlenden elften Mann hatten sich die Lupowsker ebenfalls stillschweigend aus Zeromin „geborgt“, es war Nitzens Paul, der weit und breit berühmteste Kartoffelsammler. Ein solcher Kerl mußte unzweifelhaft auch ein guter Fußballer sein.

Um die Jerskwitzer Brache hatte sich um die verabredete Zeit viel Volks versammelt. Die Bresinker standen als geschlossene Front vor „Heinrichs Hermann seiner Heide“, die die Brache nach Süden abgrenzte. Vollzählig waren auch die Lupowsker erschienen, die sich auf der gegenüberliegenden Seite vor „Schröders Busch“ postiert hatten. Nicht mal der beinamputierte Post-Herrmann hatte es sich nehmen lassen, seinem als Läufer fungierenden Nachbarn, dem langen Ziegert, zuzusehen. Verständlicherweise waren auch die meisten Zerominer und Wussowsker gekommen, und auch aus anderen Dörfern gab es ein paar Schaulustige. Schließlich hatte der „Bresinker Bote“ für das herausragende Ereignis mächtig die Werbebetrommel gerührt. Eintritt wurde auch erhoben, und zwar für Erwachsene 10 Pfennig und für Kinder die Hälfte. Hervorgehoben werden muß an dieser Stelle, daß in allen Dörfern die Arbeit ruhte und die Wege vollkommen menschenleer waren. Sogar das Rindvieh mußte in den Ställen bleiben, eine wahrhaft einmalige Begebenheit.

Und dann wäre das große Ereignis um ein Haar doch noch ausgefallen, weil der olle Schrock die Trillerpfeife beim Angeln im See verbummelt hatte, die Bachers Reinhard von seinem kargen Taschengeld gekauft hatte. Reinhard war es dann auch, der die Situation rettete, indem er den Bahnhofsvorsteher von Jassener See, Zöllner, überredete, ihm die Diensttrillerpfeife zu „pumpen“. So kam es, daß Zöllner an diesem denkwürdigen Septembersonntag die Nachmittagszüge nach Bütow und Lauenburg mit seiner

Trompete „abpfeifen“ mußte, was viele Fahrgäste wunderte und das Gerücht nährte, er wäre „im Dienst besoffen“ gewesen.

Ja, und dann piff Schrock mit der Trillerpfeife des Eisenbahners das Spiel pünktlich an und die Lupowsker Elf ging gleich in der zweiten Minute durch einen Kopfball von Polzins Fritz in Führung. Um es kurz zu machen: Die Bresinker wurden, trotz Heimvorteils, mit 23:1 vernichtend geschlagen. Den Ehrentreffer verdankten sie zu allem Überfluß auch noch ihrem „Leihspieler“ Marotz, denn Muffel nutzte die Gunst der Situation rigoros aus, zum 1:17 einzuschließen, als sich der Lupowsker Torwart Schröder nach Soldatenart zwischen zwei Fingern ungeniert schneuzte. Der Jubel der Bresinker bekam rasch einen Dämpfer, als gleich darauf Nitzens Paul zum 18:1, Bachers Eugen zum 19:1 und der lange Ziegert zum 20:1 erhöhten. Danach fingen sich die Bresinker zwar noch einmal, aber das endgültige Aus für sie kam, als der olle Pethke in der 84. Minute Platzverweis erhielt, weil er mit seinen Langschäftern, mit denen er angetreten war, Selkes Max rüde vors Schienbein getreten hatte, als der zum 21:1 ansetzte.

Grinsend und mit hochoberhobenen Köpfen gingen die einen, mit zusammengebißenen Zähnen und hängenden Nasen die anderen von der Brache. Verständlich, daß die Bresinker Volksseele kochte und einen Schuldigen suchte. Sie fand ihn in ihrem Torwart Heinrichs Hermann, der ja immerhin dreiundzwanzigmal danebengegriffen hatte. Es nützte wenig, daß Hermann sich zu Recht auf seinen gleich nach dem Halbzeitpiff gerissenen Hosengummi herausredete, der ihn gezwungen hatte, alle Abwehrparaden einhändig durchzuführen. Mit der zweiten Hand hatte er dauernd seine Turnhose festhalten müssen, um sich nicht in schamverletzender Weise den Frauen und Mädchen zu zeigen, was tödlich gewesen wäre. Aber er war als Schluckspecht bekannt, deshalb berichtete der „Bresinker Bote“ tags darauf in einer vierseitigen Sonderausgabe, die diesmal durch Pausen in sechzehnfacher Ausgabe erschien und trotzdem gleich vergriffen war (Begerows Mädchen hatten die Nacht zum Tage machen müssen), Heinrichs Hermann hätte wieder mal so einen zu sitzen gehabt, daß er immer zwei Bälle auf sich zukommen gesehen und deshalb „mittendurch“ gegriffen habe. So übertrieb die Presse auch damals schon, ähnlich wie Boulevardblätter es heute tun.

Am Ende bleibt festzuhalten, daß die Bresinker vom Fußball fortan die Nase voll hatten. Der Erlös aus den Eintrittsgeldern, ganze 8,65 RM, eigentlich für die Anschaffung eines Fußballs gedacht, wurde noch am selben Abend „versoffen“, wie freimütig gestanden wurde. Und so blieb diese denkwürdige Begegnung die einzige ihrer Art, die auf der Jerskwitzer Brache bei Bresinke ausgetragen wurde.

Die Prachersteine im Lupower Wald

Abgedruckt in der Pommerschen Zeitung vom 20. Januar 1990

Vor vielen Jahren ging eine Pracher-(Bettler)Familie durch den Lupower Wald, der sich kilometerweit von Norden nach Süden bis fast nach Schwarz Damerkow erstreckt. Die Zeiten waren schlecht, und so nimmt es nicht wunder, daß sich Prachermann und Pracherweib große Sorgen machten, wie sie ihre vier Kinder durchbringen sollten. Während die Eltern dsaßen, sich darüber leise unterhielten und sich die Köpfe zerbrachen, tollten ihre Kinder fröhlich im Wald umher und waren lustig und guter Dinge, wie Kinder es eben sind.

Da tauchte ganz unvermutet zwischen den Büschen eine steinalte Frau auf, die absonderlich aussah und aus diesem Grund sogleich die Aufmerksamkeit der Kinder auf sich zog. Das Ehepaar war so mit sich und seinen unerfreulichen Überlegungen beschäftigt, daß es nicht auf das lockere Treiben seiner Sprößlinge achtete, die die alte Frau mit einem Buckel und einer riesigen krummen Nase ob ihres wenig anziehenden Äußeren neckten und verspotteten. Plötzlich kamen drei der Kinder schreiend zu den Eltern gelaufen und zeigten auf die alte Frau, die stumm neben einem mittelgroßen Feldstein stand und sich nicht vom Fleck rührte. Aufgeregt berichtete der älteste Junge, die „abscheuliche Alte“ habe soeben die kleine Frieda, die ihr zu nahe gekommen sei, in einen Stein verwandelt.

Augenblicklich gingen Prachermann und Pracherfrau zu der Alten und forderten sie drohend auf, auf der Stelle ihr verzaubertes Kind wieder in einen Menschen zu verwandeln. Die alte Frau erwiderte jedoch, daß sie gar nicht daran denke, weil ihr gerade dieses Mädchen besonders übel mitgespielt und sie sogar angespuckt hätte, weshalb sie es zur Strafe in den Stein verwandelt habe. Da geriet der Pracher in solchen Zorn, daß er die Hexe - denn um eine solche handelte es sich - mit seinen Fäusten verprügelte. Nachdem er von ihr abgelassen hatte und sie abermals aufforderte, sein armes Kind zurückzuverwandeln, stand die Alte, die bei der Prügelei hingefallen war, mühsam auf, legte dem Pracher ihren Stock auf die Schulter und murmelte: „Werde auch zu Stein.“ Im selben Moment stand anstelle des Prachers ein Findling im Heidekraut. Als die Pracherfrau das sah, geriet sie in Panik und rief ihre verbliebenen Kinder zu sich, um mit ihnen zu fliehen.

Doch die alte Hexe war schneller. Sie legte ihren Zauberstab zuerst der Pracherfrau und danach ganz schnell den Kindern auf und verwandelte alle in Steine, die den Pracherfindling im Halbkreis umstanden; die Pracherfrau etwas kleiner als ihr Mann und dann der Größe nach die Sprößlinge der Familie. Nach ihrem abscheulichen Werk lachte die Hexe gellend auf, daß es schauerlich durch den Wald hallte, und war im nächsten Augenblick verschwunden.

Ein Wildhüter hatte das unheimliche Geschehen von weitem aus einem Versteck beobachtet und brachte die schreckliche Kunde ins Dorf, von wo sie sich wie ein Lauffeuer in der ganzen Umgebung verbreitete. Furchtsam mieden die Menschen fortan den verhexten Wald, in dem sie bisher Pilze und Beeren gesammelt hatten. Im Laufe vieler Jahre geriet die Geschichte nach und nach in Vergessenheit. Erst als die Chaussee von Lupow nach Schwarz Damerkow um die Jahrhundertwende gebaut wurde, machten die Prachersteine wieder von sich reden. Als die Arbeiter nämlich daran gingen, mit Hämmern und Keilen den größten Stein zu zerteilen, um ihn als Baumaterial zu verwenden, da begann der Pracher zu bluten und Furcht ergriff die Männer. Jetzt erinnerten sie sich an die alte Sage von der verzauberten Pracherfamilie und alle betrachteten voller Scheu aus sicherer Entfernung die sechs Steine im Heidekraut.

Von nun an vergriff sich keiner mehr an den Steinen, im Gegenteil, denn die Leute legten nicht selten Blumensträuße auf die zu Stein gewordene Pracherfamilie neben der Chaussee. Wieder vergingen die Jahre, und nach Jahrzehnten kamen andere Menschen in unsere Heimat, die von der alten Überlieferung nichts wußten. Wieder wurde an der Chaussee zwischen Lupow und Schwarz Damerkow gearbeitet und die Trasse bei den Prachersteinen neu gelegt. Wer jetzt von Schwarz Damerkow nach Lupow fährt, der muß schon suchen, um die Pracherfrau mit ihren vier Kindern zu finden, die getrennt von ihrem Mann im Kiefernwald steht. Den Pracher selbst haben die Polen direkt an der Straße in eine Kurve gestellt, so daß ihn jeder sehen kann, der dort vorüber fährt.

Ich konnte nicht erfahren, ob den Polen die Bedeutung der Steingruppe bekannt geworden ist. Immerhin mutet es erstaunlich an, daß sie diese beim Umbau der alten Chaussee geschont haben. Und so wird die versteinerte Pracherfamilie wahrscheinlich noch lange im Lupower Wald stehen und auf ihre Erlösung warten.

Einquartierung in Bütow

Abgedruckt in der Pommerschen Zeitung vom 26.8.1995

Wir saßen in Tawern, einem ansehnlichen Ort an der Grenze zu Luxemburg, gemütlich bei einer Flasche Moselwein beisammen und erzählten von alten Zeiten. Hausherr Matthias, in Tawern geboren und aufgewachsen, hatte seine Frau aus meinem Heimatdorf geholt. Beide hatten sich in Bütow kennengelernt, wo Matthias als Angehöriger der 60. Infanteriedivision im Jahre 1940 einquartiert gewesen war. Im Jahre 1943 hatte er in der dortigen Katharinenkirche seine Braut vor den Traualtar geführt, wo Pfarrer Genge beider Bund fürs Leben schloß.

Für mich war interessant, wie positiv Matthias unsere von manchen aus Unkenntnis verspottete pommersche Heimat beurteilte, die er seinerzeit als Soldat ausgiebig Gelegenheit hatte, kennenzulernen. Regelrecht begeistert zeigte er sich noch nach so vielen Jahren, wie ihn sein zukünftiger Schwiegervater vom Bahnhof Jassener See zum erstenmal mit der Kutsche, vor der zwei feurige Gäule schnaubten, abholte und mit ihm durch den Kiefernwald und an wogenden Getreideschlägen vorüber nach Bresinke kutscherte. Nicht weniger hatte ihn damals der Bauernhof, aus dem seine Angebetete stammte, beeindruckt.

„Etwas Vergleichbares gab es damals bei uns überhaupt nicht“, bekannte er und räumte freimütig ein, daß seine Heimat, die Eifel, gemessen am damaligen Hinterpommern, eine geradezu blutarme Gegend war.“ Was ich damals in Pommern sah und erlebte“, berichtete er weiter, „das war gediegen und ließ Wohlstand erkennen.“

Nachstehend nun aber zur Einquartierung in Bütow, von der Matthias viel zu berichten wußte:

Die Division kehrte aus siegreichem Westfeldzug in die Heimat zurück, doch fanden die Soldaten, die, wie Matthias, in Kolberg stationiert gewesen waren, ihre Kasernen besetzt vor, weil neue Einheiten aufgestellt wurden. Dies war für das Bataillon der Grund, für einige Zeit in Bütow untergebracht zu werden. Während viele einfache Soldaten in Gemeinschaftsunterkünfte eingewiesen wurden, erhielten die „Chargierten“ (Matthias war damals schon Unteroffizier) Quartiere bei Familien in der Stadt zugewiesen. Er selbst hatte das Glück, im Apothekerhaus am Marktplatz unterzukommen, von wo aus es zum Hotel „Höllje“ in der Langen Straße nicht weit war.

Matthias und seine Kameraden erlebten in Bütow eine Einquartierung, wie - er betonte dies immer wieder - in seinem ganzen Soldatenleben nicht noch einmal. Wie im Grunde alle Pommern, so waren auch die Bütower ausgesprochen militärfreundlich und empfingen „ihre“ Soldaten, die ja aus siegreicher Schlacht heimkehrten, mit entsprechender Begeisterung. Insbesondere die privat untergebrachten Feldgrauen wurden auf eine ihnen bis dahin nie begegnete Weise verwöhnt und beinahe verhätschelt. Das Beste war für sie gerade gut genug, und wenn sich Quartiergeber und Einquartierte abends in einem der zahlreichen Lokale in der Innenstadt versammelten, dann wäre es ein unentschuldbarer Fauxpas gewesen, wenn einer der Soldaten beim Aufbruch nach dem Portemonnaie gegriffen hätte.

Matthias wurde von seinem Gastgeber (Apotheker Diedrichs ?) allabendlich ins erwähnte Hotel „Höllje“ in der Langen Straße“ entführt“, wo sie sich mit Gleichgesinnten trafen und wo es regelmäßig hoch herging. Während die Soldaten von ihren Kriegserlebnissen berichten mußten und die Bütower buchstäblich an ihren Lippen hingen, vergaßen diese aber nicht, immer wieder „eine Lage zu schmeißen“, weshalb der Ausgang der meisten Zusammenkünfte Matthias heute ziemlich nebulös erscheint. Er erinnerte sich schmunzelnd, daß sogar die Polizei beide Augen zudrückte und sich um die Sperr-

stunde praktisch nicht kümmerte. Sie glaubte wohl, „ihren“ Soldaten dieses Entgegenkommen schuldig zu sein.

Mochten diese Herrenabende in den Bütower Lokaltäten auch noch so feuchtfröhlich zugegangen sein, für Soldaten, Unteroffiziere und Offiziere begann am nächsten Morgen der Dienst stets zur festgesetzten Zeit, und wehe dem, der beim Morgenappell unangenehm aufgefallen wäre. Hier herrschte immer noch der alte preußische Grundsatz: „Dienst ist Dienst und Schnaps ist Schnaps“. Matthias' Spieß drückte es rüde mit eigenen Worten aus: „Wer saufen kann, der kann auch aufstehen.“

Tagsüber ging es also fleißig „rund“, denn es wurde exerziert oder in der näheren Umgebung der Stadt Felddienstübungen abgehalten, bei denen keinem etwas geschenkt wurde. Schließlich war der Krieg ja noch nicht zu Ende, wenn auch viele den Frieden in greifbarer Nähe glaubten.

Es entbehrte allerdings nicht humorvoller Erlebnisse, an die sich Matthias gern erinnerte. So zerstob sein Zug bei einer Geländeübung mit Platzpatronenfeuer einem Schäfer die gesamte Herde, denn die Tiere rasten erschrocken in alle Himmelsrichtungen davon und brachten ihren Hüter schier zur Verzweiflung. Nachdem die Landser ihn zu einem Umtrunk aus ihren mit Hochprozentigem gefüllten Feldflaschen eingeladen hatten, wurde er wieder ruhiger und sang ihnen zum Schluß sogar noch „Schäfers Morgenglied“ mit wohltonender Stimme vor („Ich bin allein auf weiter Flur...“). Ganz versöhnt zeigte er sich aber erst, als ihm die Soldaten auf Befehl des Zugführers die zersprengte Herde zusammengetrieben hatten.

Ein andermal „überfielen“ die Soldaten einen langsam herandampfenden Güterzug auf der Strecke Bütow - Sonnenwalde und setzten Lokführer und Heizer schachmatt. Gemeinschaftlich wurde wieder aus den schon erwähnten Feldflaschen getrunken und auf der außerplanmäßig angehaltenen Lokomotive Versöhnung gefeiert, die mit lautsark abgesungenen Soldatenliedern ihren Höhepunkt erreichte. Letztendlich waren die Eisenbahner ja auch Altgediente, und auf eine Viertelstunde früher oder später schien es auf dieser Strecke nicht anzukommen. (Wie so etwas in unserer humorlosen Zeit wohl aufgenommen werden würde...?)

Besonders angenehme Erinnerungen verbinden sich für Matthias mit einem Marsch an den Jassener See, bei dem der Hauptmann seinen Männer das Letzte abverlangte, zumal es ein glühendheißer Augusttag war. Bei einer Rast nahe der Jugendherberge von Grünenwalde durfte im kristallklaren Wasser des großen Sees gebadet werden, was den Rückmarsch mit vollem Marschgepäck viel leichter machte.

Es versteht sich von selbst, daß die einrückenden Kompanien die Bütower mit Marschliedern erfreuten, welche es ganz besonders den Mädchen angetan hatten, die

„ihre“ Soldaten gegen Feierabend meist schon in den offenen Fenstern erwarteten und ihnen Kußhände zuwarfen, eine jede dem „ihren“. Einmal klappte der Gesang nicht so recht, weil die Männer schon gute fünfzig Kilometer hinter sich hatten und hundemüde waren. Nach dem dritten vergeblichen „Anlauf“ ließ der Kompaniechef - selbst „hoch zu Roß“ an der Spitze - seinen „Haufen“ kehrt machen und an der Ordensburg vorbei bis nach dem nächsten Dorf (vermutlich Mangwitz) zurück marschieren.

„Als wir dann wieder in die Stadt einrückten, hat's aber wie am Schnürchen geklappt“, bemerkte Matthias dazu, denn noch einmal zurück wollte von den ausgepumpten Männern keiner. „Wir sangen damals 'Zu Sanssouci am Mühlenberg',“ erinnerte er sich weiter, „und genau wie in dem Lied hingen die Mädchen bei unserem Einmarsch überall aus den Fenstern heraus. Und: „Die Pommern waren in dieser Hinsicht eben einsame Klasse“, fügte er nach einem Schluck Mosel sinnend hinzu.

Als Unteroffizier durfte er sich schon „einiges“ herausnehmen. So nahm er seine Ella einmal mit in die Gemeinschaftsunterkunft der Landser, was streng verboten war. Und weil er sich vor ihr aufspielen wollte (er war damals ganze 23 Lenze alt), zog er ihr vorher einen Kradmantel an, stülpte ihr einen Stahlhelm auf den Kopf, verfrachtete sie in den Beiwagen und fuhr so an dem salutierenden Torposten vorbei mit dem Krad in die Unterkunft und danach auch wieder hinaus. Um seiner Ella noch mehr zu imponieren, gab er auf der Langen Straße erst richtig Gas und fegte mit beachtlicher Geschwindigkeit an seinem eigenen Quartier vorbei. Um ein Haar wäre die unerlaubte Fahrt an der Kurve bei „Manske“ („Wenn Kleidung, dann Manske“) zu Ende gewesen, weil Matthias das B-Krad nur mit Mühe auf dem Gehweg herumreißen und eine Bruchlandung im Schaufenster von „Jütten“ mit knapper Not vermeiden konnte. Ellas Angstschreie gingen ihm dabei mindestens genauso unter die Haut, wie die Aussicht auf ein paar Tage „Bau“, die unweigerlich fällig gewesen wären, wäre seine Schwarzfahrt ruchbar geworden. So kamen beide noch mal mit dem Schrecken davon - und Glück muß ein Soldat ja haben ...

Seinen sich bis tief in die Nacht ausdehnten Bericht über die denkwürdige Einquartierung in unserem unvergeßlichen Bütow beendete Matthias dann noch mit einer heiteren Begebenheit bei einem Morgenappell auf dem Schützenplatz. Die Kompanie war im offenen Karree angetreten und der Spieß machte gerade dem herankommenden Chef Meldung, als in die folgende sekundenlange Stille hinein jemandem etwas Menschliches-Allzumenschliches passierte, das sich mit Urgewalt einen Ausweg gesucht hatte. Chef und Spieß riß es gleichzeitig herum, von wo der harsche Wind gekommen war, und schon sah der Hauptmann einen Landser im zweiten Glied puterrot anlaufen.

„Vortreten, Kruschinsky!“ befahl er mit metallischer Stimme.

Der Schütze bewegte sich befehlsgemäß aus dem Glied und baute sich mit schlotternden Knien drei Schritte vor seinem Allgewaltigen auf, der ihn mit zusammengezogenen Brauen unheilvoll musterte.

„Was hast du Ferkel dir dabei gedacht?!“ raunte der Kompaniechef den Unglücksraban an, während der Spieß mit angehaltenem Atem daneben stand.

Die stotternd vorgebrachte Entgegnung lautete:

„Herr...Hau... Hauptmann, ich dacht', er würde leiser kommen.“

Da zuckte es verdächtig im Gesicht des Kompaniechefs, und sogar der stets bärbeißig dreinschauende Hauptfeldwebel konnte nur mit Mühe ein Grinsen unterdrücken.

„Zurücktreten!“ befahl der Hauptmann, der sich nur mit einem Biß auf die Unterlippe vor einem Lachanfall retten konnte, der seiner Autorität nicht bekommen wäre.

Der Soldat Kruschinsky kehrte nach einer zackigen Kehrtwendung mit festeren Schritten als zuvor an seinen Platz im zweiten Glied zurück; die Erleichterung über diesen Ausgang stand ihm ins Gesicht geschrieben. Im übrigen war die Angelegenheit für alle Beteiligten ein für allemal erledigt, nur an den Stammtischen in Bütow wurde noch eine Zeitlang über das humorvolle Ereignis herzhaft gelacht.

Immerhin, Schlagfertigkeit, gepaart mit Ehrlichkeit, kam auch beim preußischen Kommiß fast immer an, und beides hatte der pommersche Grenadier Kruschinsky aus dem Kreis Schlawe bewiesen.

Karo und der Herr mit den Flöhen

Abgedruckt in der Pommerschen Zeitung vom 25. Juli 1992

Strucks Adolf, oder wie sein Weib ihn zärtlich nannte, Dolfi oder Dölfchen, war ein Bullerjan, der rasch aufbrauste, und einen Spleen hatte er auch, denn er kam sich als „wat Besseret“ vor als seine Nachbarn. Letzteres lag zweifellos daran, daß sein Weib aus kaschubischem Landadel stammte und eine geborene von Tuchlinski war. Blutarm zwar, aber immerhin von blauem Blut... Spleenig an Dölfchen war zweifelsfrei auch sein Hund Karo, eine echte Promenadenmischung, von dem er sich nicht mal nachts im Bett trennte, was die geborene von Tuchlinski in den ersten Ehejahren schier zur Verzweiflung brachte, sie aber trotzdem nicht daran hinderte, ihrem Dolfi alljährlich zarten Nachwuchs zu bescheren.

Von Karos Mut und Klugheit wäre viel zu berichten, wie das bei Bastarden nicht unüblich ist, desgleichen von seinem Stammbaum, der sowohl bis weit in die Ahnenreihe der Wolfshunde wie in die der Zwergpinscher hineinreichte. Rein äußerlich war das an einem Steh- und einem Schlappohr sowie an einem rehbraunen und einem stargrauen Auge zu erkennen, von denen das eine auch noch entsetzlich

schielte. Jeder Zoologe hätte mit der Entwirrung seiner Hundeahnen ein ungewöhnlich reiches Betätigungsfeld gefunden.

Mit Adolfs Spleen von „wat Besseret“ ging einher, daß er wenigstens einmal im Monat auf dem Bahnhof Jassener See den Zug nach Bütow bestieg, zweite Wagenklasse für ihn und Karo selbstverständlich, um im feinsten Lokal der kleinen Stadt zu speisen und anschließend „'ne Pulle Rotspon“ zu konsumieren. Da dies der einzige Luxus war, den er sich leistete (wohl auch nur leisten konnte), hatte sich Klothilde von Tuchlinkski, verehelichte Struck, auch daran gewöhnt. Irgendeine Freude muß der Mensch ja haben.

In besagtem Lokal in der Langen Straße hatte es anfangs gewisse Schwierigkeiten gegeben, weil der Oberkellner Karo Hausverbot erteilen wollte. Hunde hatten nun mal in dem piekfeinen Lokal nichts zu suchen, soviel stand fest. Es war Dolfi aber gelungen, die Bedenken des wackeren Mannes mit einem großzügig spendierten Zehnmarkschein zu zerstreuen, nachdem ihm dieser die Versicherung abgenommen hatte, den Hund auf keinen Fall im Restaurant „herumbiestern“ zu lassen. So lag Karo denn auch jedesmal artig unter dem Ecktisch, den sein Herrchen ausgewählt hatte, und gab zu Klagen keinen Anlaß.

Im Gegensatz zu seinem vierläufigen Gefährten genoß Adolf das Flair des Hauses, was daran erkenntlich wurde, daß er nach den Mahlzeiten zum Rotspon auch noch eine edle Havanna rauchte. Ihm kam bei seinem Tun überhaupt nicht in den Sinn, daß er nach Herkommen und Gesinnung hier absolut nichts zu suchen hatte. Immerhin verkehrten in dem Lokal nur die Bütower Honoratioren sowie die Gutsbesitzer aus der Umgebung, die meisten mit ihren Damen. Weil Dolfi sich allergrößte Zurückhaltung auferlegte, sich nie an Unterhaltungen beteiligte und auch sonst nicht unangenehm auffiel, sich weder großspurig noch knickerig zeigte, gewöhnte man sich allmählich an den „Außenseiter am Ecktisch“.

In der ersten Zeit war herumgerätselt worden, wer er sein könne, und die Mutmaßungen bewegten sich zwischen dem neuen Gutsbesitzer auf Jerskewitz und dem ebenfalls neuen Inhaber des Sägewerks in Neukrug, die noch niemand persönlich kannte. Schlußendlich aber nahm kaum noch einer von ihm Notiz, und das war Adolf gerade recht. Einmal aber zog er doch unfreiwillig das Interesse der anderen Gäste auf sich, und das kam so:

An einem grimmigen Wintertag, als ein eisiger Ostwind um die Mauern der ehrwürdigen Ordensburg heulte und Schneeflocken die Lange Straße hinunter wirbelten, genoß Dolfi wieder einmal die behagliche Atmosphäre des Hotels, zunächst bei einem Glas Bier und einem Stumpen, weil es fürs Mittagessen noch zu zeitig war. Am Tisch nebenan hatte sich ein junges Paar niedergelassen, das so gar nicht in die Kleinstadtgegebenheiten hineinpaßte; sie ein bißchen zu auffallend herausgeputzt und zu sehr die „Dame“ betonend, er dagegen ganz Galan, also auch nicht gerade typisch für Bütower Kavaliere. So dauerte es gar nicht lange, bis sich immer wieder mißbilligende Blicke

auf die beiden richteten, die zu allem Überfluß auch noch zu erkennen gaben, wie sehr sie sich „diesen Landpomeranzen“ überlegen fühlten.

An diesem unliebsamen Treiben nahm sogar der sonst kreuzbrave Karo Anstoß, wenn auch aus einem ganz besonderen Grund. Entgegen seiner sonstigen Gewohnheit gähnte er ein paarmal laut und scharwenzelte dann um das junge Paar herum, mit einer sichtlichen Vorliebe für die Knickerbocker des Galans, an denen er schweifwedelnd herumschnüffelte. Offenkundig witterte er den Besitzer einer läufigen Hündin, denn er ließ sich endlich zufrieden knurrend an den Füßen des jungen Mannes nieder, seinen struppigen Kopf auf dessen einen Halbschuh legend. Der Galan rückte auf seinem Stuhl unruhig hin und her, Struck böse Blicke zuwerfend, die dieser, scheinbar intensiv mit dem „Bütower Anzeiger“ beschäftigt, überhaupt nicht beachtete. Endlich wurde dem Galan die Sache zu bunt und er raunte unwillig:

„Mein Herr, rufen Sie augenblicklich Ihren Köter weg! Ich merke schon, wie mir ein Floh am Bein hochkrabbelt!“

Dolfi ließ daraufhin die Zeitung sinken, musterte sein Gegenüber sekundenlang, und weil er sich über dessen rüden Ton ärgerte, konterte er schlagfertig:

„Karo hierher, der Herr hat Flöhe!“ Worauf der Rüde folgsam unter den Ecktisch zurückkehrte.

Wie schon erwähnt, handelte es sich um ein vornehmes Lokal, weshalb es kein lautes Gelächter gab, aber die meisten Gäste warfen sich verständnisinnige Blicke zu, weil sie dem Angeber diese Abfuhr von Herzen gönnten. Und der hatte verstanden, denn er beglich die Zeche und verließ mit hochrotem Kopf gemeinsam mit seiner aufgetakelten Fregatte das Lokal.

Der einsilbige „Außenseiter vom Ecktisch“ war zweifelsfrei der Held des Tages, und niemand fand etwas dabei, als er nach dem Mahl seinem Karo den Karbonadeknochen zuwarf, den der sich ja redlich verdient hatte. Über Dölfchens schlagfertige Abfuhr haben die Gäste in dem feinen Lokal in der Langen Straße noch manchesmal geschmunzelt, wenn die Rede auf „den Herrn mit den Flöhen“ kam.